

Universitätsbibliothek Wuppertal

Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche

eine Freundschaft ; nach ungedruckten Dokumenten und im
Zusammenhang mit der bisherigen Forschung

Bernoulli, Carl Albrecht

Jena, 1908

Erster Abschnitt des zweiten Teils

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-2108](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-2108)

Erster Abschnitt des zweiten Teils

Das Kontubernium der Baumannshöhle

(Der Erzieher)



Nietzsche wohnte in Basel, nachdem er erst zwei Monate in einer ungenügenden Wohnung antichambriert hatte, Schüzengraben 45 dicht am Spalentor, einem der schönsten mittelalterlichen Stadttore, die heute noch stehen. Er schrieb seinem Freunde Rohde im Februar 1870 (Briefe II, S. 181):

fünf Jahre
Hausgenossen

„Von Wackernagels Tod hast Du wohl gelesen? Es ist im Plane, daß Scherrer in Wien ihn ersetzen soll. Auch ein neuer Theologe ist im Anzuge, Overbeck aus Jena.“ Durch die Gefälligkeit eines gemeinschaftlichen Kollegen, der Overbeck schon vor seiner Ankunft in Basel Quartier besorgt hatte, sind Nietzsche und Overbeck Hausgenossen geworden. Da der Wirt „Baumann“ hieß und die Lust an geistreichen Namengebungen gleich der des Fabulirens in ihnen rege war, nannten sie ihre Behausung nach einer im Harz gelegenen landschaftlichen Berühmtheit Deutschlands die „Baumannshöhle“. Schon im Anfange des darauffolgenden Winters (1870) entwickelte sich die Gewohnheit, die Abendmahlzeit gemeinschaftlich in Overbecks, dem tiefergelegenen und auch geräumigeren Zimmer einzunehmen. Dieses tägliche Zusammensein erhielt sich die fünf Jahre hindurch, während deren die Dachgemeinschaft dauerte, trotz allen sonst auseinandergehenden Verpflichtungen der beiden; diese eine Abendstunde, zu der sich oft genug andere hinzufanden, war eine feste Gewohnheit geworden, und so genügt denn ein flüchtiger Überschlagn über diese unendliche Reihe von tausend und abertausend zusammen verlebten Stunden: was hat Nietzsche Overbeck gegeben und was umgekehrt Overbeck Nietzsche? Nur so einfach Overbeck für den ausschließlich empfangenden und rezeptiven Teil zu halten, geht nach allem, was wir von dessen Vorbildung und mitgebrachten Interessen bereits festgestellt haben, nicht an.

Nietzsche teilte mit ihm einige Eigenschaften der Herkunft. Auch Nietzsche entstammte einem kleinbürgerlichen, mitteldeutschen Haus-

halt; und waren seine Vorfahren nicht vielumtriebene Wanderleute gewesen und er selbst, der thüringische Pastorensohn im väterlichen Pfarrhause und dann in der Landeschule groß geworden, so vergnügte ihn dafür zeitweise der Glaube, in seinen Adern treibe das blaue Blut polnischer Edelleute sein heimliches Wesen. Sieben Jahre jünger als Overbeck, war er ihm doch um die Länge eines Jahres in der Kollegenanciennität voraus, und diese Frühreife, dank deren das überhaupt möglich war, — denn so sehr ein Spätling war Overbeck nicht — bereitete ein ebenbürtiges Verhältnis auf gleichem Fuße vor. Wir kennen schon die beiden Güter, die Overbeck in einen intellektuellen Freundschaftsbund als Mitgift seinerseits hinzubachte: politisch die kritische Fragestellung des Problems vom deutschen Reich und theologisch die kritische Fragestellung des Problems vom Christentum. Nießsche, bei aller seiner Jugend von vornherein der Reichere, besaß, als er mit jenem in Berührung kam, ein Dreifaches: künstlerisch die frische Freundschaft Richard Wagners, philosophisch den beherrschenden Einfluß Schopenhauers und wissenschaftlich von seinem Berufe her ein gegenständliches Verhältnis zum klassischen Altertum, insbesondere zu den Griechen. Der nun beginnende Austausch zwischen den beiden bedeutete somit ein sich gegenseitig ergänzendes Pentagon von Kulturinteressen, das in seiner Gesamtheit überhaupt keine wichtige Frage allgemeinerer Natur ausschloß. Wohl war Nießsche schon aus seiner Studentenzeit her durch anregende Beziehungen zu ungewöhnlichen und außerordentlichen Menschen verwöhnt; die aufrichtige Bewunderung seines Lehrers Friedrich Ritschl, des Altmeisters seiner Wissenschaft, die schwärmerische Verbundenheit mit einem Kommilitonen wie Erwin Rohde mögen hier als die weitaus hervorragenden Beispiele erwähnt sein. Doch waren das eben nur Bestärkungen seiner eigenen Talente, wie auch der persönliche Verkehr mit Wagner nur seinen natürlichen musikalischen Grundtrieb auslöste. Die fleißige Mitarbeit in seinem Fachberufe und die leidenschaftliche Hingabe an seine liebste Erholung rechtfertigten vollauf die Auswahl seines bisherigen Umganges, eine reiche Auswahl und ein gewählter Umgang gewiß; aber über seine ihm angeborene Subjektivität führte ihn das alles nicht hinaus, es führte ihr unablässig Nahrung zu — stärkte sie, aber erweiterte sie nicht. Nicht daß ihm die Berührung mit der zeitgenössischen Politik oder die Fühlung mit dem Christentum gefehlt hätte; er hatte ja bei der preussischen Ka-

none gedient, und all die Pfarrhäuser seiner geistlichen Vorfahren hätten, nebeneinander aufgestellt, allein schon ein ganzes stattliches Dorf ausgemacht. Dennoch konnte von einem näheren Interesse an Politik und Religion kaum die Rede sein; dafür war die junge Feuerseele von der Kunst und vom Griechentum schon bis zum Überfließen ausgefüllt.

Insofern war also die Begegnung mit Overbeck etwas schlechthin Neues für Nietzsche, als es sich nun um das Eingehen einer ausgesprochen gegensätzlichen Beziehung handelte. Solch ein Freundschaftsverhältnis kann nur der Zufall schließen. Wer anders soll denn, sobald die Wahlverwandtschaft nicht mehr im Spiele ist, überhaupt Verschiedengeartete einander nahe bringen? Wird dann aber, aller Wahrscheinlichkeit entgegen, dennoch ein Lebensbund daraus, so ist dieser zweifellos mit seltenen, außerordentlichen Kraftmitteln ausgestattet. Dann kommt die Goethesche Weisheit zur Geltung, alle wirkliche Größe werde immer aus der Vereinigung von Gegensätzen hervorgehen. Nun besaß Overbeck angesichts von Nietzsches beruflicher Beschäftigung mit dem klassischen Kulturideal und ebenso von dessen Begeisterung für das Wagnersche Kunst-Phänomen ja allerdings die allgemeine Möglichkeit, sein Verständnis dafür zu erweitern und sich am Ende sogar zu eigener Jüngerschaft bekehren zu lassen. Vorbereitet war in ihm beides. Seine kritische Durchforschung des Urchristentums und der alten Kirche hatten ihn bereits der Erkenntnis zugeführt, in dem weltfähig gewordenen, zumal dem morgenländischen Christentum halte er eine Mumie der begrabenen griechischen Kultur in Händen. Was aber das Verständnis für Wagner betraf, das sich bei Overbecks musikalischer Veranlagung wohl hätte zur Parteigängerschaft steigern können, so hinderte ihn daran noch die Erinnerung an den Eindruck von Wagners Persönlichkeit — es waren nun acht Jahre her in Leipzig bei Wagners Schwestergatten Professor Brockhaus. Damals hatte die unmittelbare Anschauung auf ihn nicht „groß“ gewirkt; er schrieb den Eltern, Wagner habe „quelque chose de phraseur et de pathétique“, wenn er seine Ideen ausspreche; immerhin fiel ihm die große Lebhaftigkeit auf, und als dann Wagner bei seinen Verwandten den Text der „Meistersinger“ vorlas, da gab es bei dem kleinen Kandidaten allerdings große Augen. Schon seit Kindesbeinen war ihm zu musizieren noch die liebere Muße gewesen, als eine schöne Lektüre; der Knabe hatte sich immer die jüngeren Schwestern zum Vier-

Das klassische
Ideal und
Wagner

händigspiel ans Klavier geholt. Aber er ging ganz in den Klassikern auf; Wagners Faustouvertüre, die er als Student hörte, war ihm ein ohrenzerreißendes Baßgeheul; schon in Schumann argwöhnt er einen Viertelszukunftsmusiker und wunderte sich, daß er in der D-moll-Symphonie doch Melodie habe; an Hans von Bülow's Spiel kann er sich mit den Freiheiten im Rhythmus nicht befreunden — kurzum, er erlaubte sich, vorsichtig und bescheiden, wie es in seiner Natur lag, auch mit seinen Liebhabereien keine Sprünge.

Die tieferen
Wurzeln des
Einverständnisses

Darnach kann es uns nicht mehr allzu schwer fallen, in das Keimstadium der anhebenden Freundschaft einen Blick zu tun. Bei beiden ein vorwiegendes Wohlgefallen aneinander, ohne daß es an heimlichem Mißtrauen hätte fehlen dürfen. Nietzsche soll ziemlich erschrocken gewesen sein, wie gänzlich verstaubt der neue Kollege aus Jena anrückte, der ihm wohl sonst auf den ersten Blick sympathisch war. Overbeck wird sich mit Freuden den glänzenden Eigenschaften seines Zimmernachbars ausgeliefert haben und doch vor Nietzsches augenfälliger Neigung zu spielerischer Attitüde und geistreicher Erhabenheit in aller Stille ein wenig auf seiner Hut gewesen sein. Der Altersunterschied von vollen sieben Jahren mag auch nicht unterschätzt werden, und dann ist es für das Zustandekommen einer dauerhaften Freundschaft niemals ganz ohne Gefahr, jahrelang unter einem Dache zu wohnen und unzertrennlich auf Schritt und Tritt nebeneinander her zu gehen. Somit muß im Hintergrunde irgend eine große Gemeinsamkeit verborgen gewesen sein, die langsam und unbewußt, aber mit unabweislichem Zwange den bevorstehenden Zusammenschluß bewirkte. Diese stille, noch unausgesprochene Verbrüderung beruhte bei beiden auf der heimlich vorhandenen Abneigung, sich von ihren eben angetretenen akademischen Ämtern restlos ausfüllen zu lassen. Da beide indessen an gewissenhafter Pflichterfüllung einander nichts nachgaben, so mag das Geständnis dieses gemeinsam empfundenen Konfliktes sie am ehesten zueinander in eine erste, tiefere Fühlung gebracht haben. Man erinnert sich, wie Overbeck es als Ergebnis seiner sieben Dozentenjahre aussprach, wenn immer möglich hätte er sich vor der Beförderung zum akademischen Futtertroge retten und zeit lebens auf eigene Faust Privatdozent bleiben mögen. Daraus mag er im gegebenen Augenblick vor Nietzsche am allerwenigsten einen Fehlgemacht haben. Umgekehrt hatte in Nietzsche schon das eine Basler Jahr hinreichend ähnliche Wünsche gezeitigt — man denke an seine Mahnrufe in den Briefen an Rohde —; so entsprang

aus dieser seltsamen Unlust, aus der instinktiven Bangigkeit vor der Gefährdung individueller Vorsätze notwendig ein wärmeres Einvernehmen. Wenn daraus nun Freundschaft wurde, so war sie von ungewöhnlicher Beschaffenheit und desto höher zu stellen, da sie, einer Banalität entsprungen, diesen Ursprung so gänzlich vergessen ließ.

Overbeck über die Freundschaft mit Nietzsche



ir sind zwei Gelehrtennaturen, die über sich hinaus wollen, nur so vermag ich mir unsere innige Freundschaft zu erklären bei so enormer Ungleichmäßigkeit unserer Begabung — wobei ich mir über mein Zurückstehen gar keine Illusion mache — und ebenso großem Unterschiede unseres Temperaments. Auch ist, den ihr in uns gegebenen Voraussetzungen gemäß, die Freundschaft für keinen von beiden Teilen leicht geworden und doch für beide früh dagewesen und durch viele Jahre beständig geblieben und nur der Gewalt der Umstände erlegen. Was jenes in gewissem Sinne mühsame Entstehen betrifft, so weiß ich natürlich, wieviel ich an Nietzsches ganzem Gebaren recht eigentlich zu „überwinden“ hatte, und ebenso, wie leicht es doch schließlich stets damit gegangen ist, so daß die Empfindungen verletzenden Kontrastes und innerster Anziehung fast immer nahezu simultan gewesen sind und jene Momente der entfremdenden Kontrastempfindung bei mir stets so flüchtig waren, daß Freundschaft der grundbasartig sich behauptende Ton unseres Verhältnisses blieb. Auch ist es meinerseits ein einziges Mal dazu gekommen, daß ich gegen Nietzsche meine Stimme „erhob“ und ihm Mißvergnügen bekannte. Sonst gebe ich hier, wo mir doch aufs Paradoxeln nichts ankommen kann, nur auf das schlichteste meine Erfahrung wieder, wenn ich sage, daß unsere Freundschaft, welches auch ihre Hemmnisse gewesen sein mögen, stets schattenlos blieb. Mit dieser meiner Erfahrung glaube ich aber in der Hauptsache auch die Nietzsches nur wiedergegeben zu haben. Daß auch bei ihm jene bei mir schon zugestandenen Hemmnisse nicht fehlten, ist mir nicht im geringsten zweifelhaft. Sie gelten mir für völlig und unmittelbar festgestellt durch die zahlreichen Klagen und Anklagen Nietzsches gegen seine Freunde und gelehrten Berufsgenossen, die aus seinen Schriften jedermann, ebenso gut wie mir, bekannt sind. Die Einbildung, unter diese Klagen und Anklagen nicht zu fal-

Eine Freundschaft ohne Schatten und Trübung

len, liegt mir so fern, daß ich vielmehr die Überzeugung hege, nicht nur, daß sie ihre Spitzen auch in Niehsches Absicht gegen mich mit andern kehrten, sondern daß sie meinerseits nicht unverdient und somit in den Tatsachen begründet sind. Daneben steht aber wiederum ebenso fest meine Überzeugung, daß Niehsche bald nach dem Beginn unserer Beziehungen mir aufrichtig zugetan gewesen und es bis zu den Tagen völliger Unnachtung seines Geistes geblieben ist. Ich entnehme diese Überzeugung ganz und gar nicht der Tatsache, daß Niehsche auch nicht ein einziges Mal, sei es in unserem mündlichen, sei es in unserem brieflichen Verkehr, mir unfreundlich entgegengetreten ist — worauf niemand, der Niehsche so nahe gestanden und ihn so gut gekannt hätte wie ich und hiernach wußte, was bei ihm der „Saun der Zähne“ aller Offenheit ungeachtet bedeutete, Gewicht legen würde, — wohl aber aus den untrüglichen Erfahrungen, die ein durch viele Jahre stetig fortgeführter, drei bis vier Jahre lang täglicher Verkehr bei Niehsches so höchst expansivem Wesen mir in großer Zahl liefern mußte.

Eine Freundschaft in der Verborgenheit

Meine Freundschaft mit Niehsche hat mit der Zeit, ohne mein Zutun und gewissermaßen von selbst, den größten „Nutzen“ aus ihrer Verborgenheit gezogen. Ich bin im Verkehr mit Niehsche schon sehr früh sein aufrichtiger und leidenschaftlicher Freund, meinetwegen selbst Bewunderer geworden, freilich niemals, so wenig wie sonst einer seiner Freunde, sein Adept. Auch bin ich nie in die Lage gekommen, ihn vor irgend jemandem als meinen Freund zu verleugnen. Wer mir nur einigermaßen nahestand, wußte zwar nicht, daß ich nicht sein Adept, wohl aber daß ich ihm innig befreundet war. Dies so sehr, daß ich fast sagen kann, das wußte jedermann. Aber wer bei meinen Lebzeiten und meinetwegen nichts davon gewußt hat, ist das Publikum, das kann ich mit nicht geringerer Wahrheit sagen. Und auch schon darum — abgesehen noch von aller Gelassenheit meines Temperaments — konnte es mir gleichgültig sein, als Niehsche später gegen seine Freunde mit solcher Maßlosigkeit öffentlich loszuziehen begann, keinen von uns nennend, doch mich jedenfalls nicht ausnehmend. Das brauchte mich nicht anzugehen, denn es zerstörte „im Publikum“ nur etwas, was ohnehin für mich in diesem gar nicht existierte. Ich hatte dabei Niehsche nichts „übelzunehmen“, und dies anzuerkennen oder vielmehr mit stetiger Unbeirrtheit zu empfinden, wurde mir nicht schwer bei dem Eindruck der Fülle der Eigen-

schaften, zumal der liebenswürdigen, die mir Nietzsche lieb gemacht haben, wie dieser Eindruck sich mir nicht nur aus der Erinnerung an unsern früheren Verkehr, sondern auch durch die Formen unsers Verkehrs, wie sie fortwährten, bis Nietzsche durch Wahnsinn uns Menschen allen verloren ging, stets gegenwärtig erhielt, und ich ließ mir seine öffentliche Kritik unserer Freundschaft bis zuletzt gefallen. War diese doch überdies insofern materiell ganz begründet, als sie mein mangelndes Adeptentum anklagte. Davon mochte das Publikum meinethwegen hören, vom Rest meines persönlichen Verhältnisses zu Nietzsche wußte es bisher überhaupt nichts, was ich als etwas Bestehendes vor ihm zu verteidigen gehabt hätte.

Meine Freundschaft mit Nietzsche! Ich weiß keine andere Bezeichnung für unser Verhältnis und würde mich für verrückt halten, wenn ich dabei durch den Gedanken an die Beziehung zwischen Meister und Schüler nur im entferntesten beirrt würde. Dagegen fragt sich um der Bedeutung des Altersverhältnisses in dieser ganzen Sache willen: war ich nicht, um noch Nietzsches Freund zu werden, zu alt im Verhältnis zu ihm, so alt, daß mir dies noch zu werden im Grunde schon verboten war, in welchem Falle meine Freundschaft für ihn nur ein Symptom meiner allzu langsamen Reifwerdung wäre, einer sich über Gebühr erhaltenden Impressionabilität?

Ich war, als ich Nietzsche kennen lernte, 33 Jahre alt, sieben Jahre älter als er. Das ließ kaum noch das Zustandekommen einer Freundschaft zwischen uns erwarten; ganz anderer Art waren, schon der Altersverhältnisse wegen, seine Freundschaften mit Gersdorff und Rohde. Dennoch kam es dazu. Vieles, was uns zusammenrückte, lag doch in den Umständen, unter denen wir uns zuerst im Jahre 1870 trafen. So faßten wir sehr bald, über alles was uns trennte weg, zueinander das Zutrauen, das uns gegen alles, was uns noch die Zukunft aneinander erleben ließ, sicherstellte. Dieses noch zu Erlebende war mit Rücksicht auf mich für Nietzsche ungleich weniger als bei mir, nicht nur weil ich schon meines Alters wegen der „fertigere“ war, sondern auch weil der Ehrgeiz bis zum Defekt bei mir mangelte, der in Nietzsche brannte, und dieser letztere Unterschied mag am Ende das Schlimmste gewesen sein, was Nietzsche an mir als etwas für ihn zu Überwindendes empfunden haben mag. Andererseits hat es ihm der bezeichnete Defekt wohl am leichtesten gemacht, jenes schon erwähnte Zutrauen zu mir ohne für uns bedenklichen Verzug zu fassen. Mit mir, der

Der Altersunterschied

ich neben ihm stets nur eine sehr still aufwachsende Pflanze blieb, ist Nietzsche nie in die Lage gekommen, sich im Besitz meiner Person durch irgend welche Öffentlichkeit beschränkt zu fühlen. Nur ich erlebte es, mich in dem stillen Besitz seiner Person, dessen ich mich in den ersten Jahren unseres Verkehrs erfreute, mit der Öffentlichkeit gewissermaßen teilen zu müssen, als er zu eigentlichem und zwar, so langsam er ihm selbst zu schreiten schien, doch frühem Ruhme gelangte. Eben das aber hat mich in meinem persönlichen und ursprünglichen Verhältnis nie im geringsten beirrt. Er war und blieb mein Freund und als solcher mein Privatbesitz, den ich gegen alle Ansprüche anderer höchstens nur besonders zu schützen mich aufgefordert fühlte. Nietzsche war mir bald der außerordentlichste Mensch, der mir auf meinem Lebenswege vorgekommen war, und das blieb er mir auch, als die Massen anfangen, über seine Außerordentlichkeit ihre Meinung zu haben. Darum blieb ich auch gegen das Maß meiner Übereinstimmung mit dieser Meinung ganz gleichgültig. Der letzte Beruf, den ich mir aus meiner Freundschaft erwachsen fühlte, war auf jeden Fall, sie (die öffentliche Meinung) in irgend welchem Sinne zu berichtigen oder zu belehren, sei es zur Herabsetzung oder zur Steigerung ihrer Schätzung Nietzsches. Zu solchem Unternehmen habe ich vielmehr nur immer zunehmende Abneigung empfunden. Nietzsche ist mein Dank für alles, was er mich hat erleben lassen, gewiß und unauslöschlich, aber nur ihm und diesem mit ihm selbst Erlebten, und nicht zugleich dem Doppelgänger, den er in den Köpfen anderer haben mag.



n Nietzsches ausgesprochenem Ehrgeiz, in seinem leidenschaftlichen Streben, sich geistig zur Geltung zu bringen, erkannte Overbeck von vornherein das wesentliche Unterscheidungsmerkmal ihrer beiden Naturen. Nietzsches Wirkungskreis in Basel war in dieser Hinsicht um ein nicht zu unterschätzendes Gebiet weiter bemessen. Während es für Overbeck Bedingung war, daß er von jeder Teilnahme an der praktischen Ausprägung seines Lehramtes befreit und somit jeder kirchlichen Wirksamkeit enthoben war, hing mit Nietzsches akademischem Lehramt auch noch dasjenige an den obersten Klassen des humanistischen Gymnasiums zusammen. Er fügte sich damit einer althergebrachten Einrichtung; die hervorragendsten seiner Kollegen, Leute wie Wilhelm Wackernagel und

Nietzsche
als
Gymnasiallehrer

Jakob Burckhardt, gaben ihm hiefür das Beispiel. Overbeck be-
saß für diese im engeren Sinne pädagogische Tätigkeit volles Ver-
ständnis. Mehr als einen Vorzug in Nietzsche's späteren Büchern
brachte er mit diesem Umstande in Verbindung und hob bei
jeder sich bietenden Gelegenheit hervor, was für ein ausgezeich-
neter Lehrer Nietzsche gewesen sei. Heute sind seine damaligen
Schüler zu denjenigen Männern herangewachsen, die in voller
Manneskraft dem bürgerlichen Leben der Stadt in amtlicher Stel-
lung oder privater Wirksamkeit den Stempel aufdrücken. Hält
man unter ihnen gelegentlich Umfrage, so scheinen sie einig in der
scheuen Nachempfindung, sie hätten da nicht so sehr einem Berufs-
pädagogen zu fügen gewessen, als etwa einem leibhaftigen Ephorus
aus Altgriechenland, der mit einem Sprung über Zeit und Sitten
mitten unter sie trat, um ihnen von Homer, Sophokles, Plato und
ihren Göttern zu erzählen. Als berichte er aus eigener Anschau-
ung von ganz selbstverständlichen und noch vollauf zu Recht be-
stehenden Dingen — so wirkte er auf sie. Eine nebensächliche
Eigentümlichkeit, die mit seinen empfindlichen Augen zusammen-
hing, steigerte den geheimnisvollen Nimbus um ihn herum: in sei-
nen Stunden mußten bei auch nur mäßiger Sonnenhelle die
Fensterläden vorgezogen werden, damit das grelle, unmittelbare
Tageslicht gebrochen und das Schulzimmer von einer wohlthuenden
Dämmerung erfüllt wurde. Mit Prinzipienreiterei verlor er vor
der Klasse so wenig Zeit als möglich; er gab den Gebrauch deut-
scher Übersetzungen von vornherein frei, wenn nur möglichst viele
der griechischen Autoren gelesen wurden. Er konnte plötzlich eine
schulgerechte Erörterung mit dem Aufruf und der Frage an irgend
einen Schüler unterbrechen, der sich dessen vielleicht gerade am
wenigsten versehen hatte: „Nun sagen Sie mir einmal, was ist
ein Philosoph!“ — Um dann nach der nur wenig erschöpfenden
Antwort des aus den Wolken gefallenem Verblüfften die Stunde
mit einem hinreißenden Extemporevortrag zu Ende zu führen.
Auch in der nur seltenen, dafür desto eindrucksvolleren Anwendung
von Verweisen folgte er, frei von jedem Seminarrezepte, der un-
willkürlichen Eingebung der Stunde. Einmal hatte er vor den
Sommerferien der Klasse anheimgegeben, man solle in der Ilias
die Beschreibung vom Schilde des Achill lesen und darüber berich-
ten, aber bloß freiwillig, es sei keine Aufgabe. Beim Wieder-
beginn rief er auf Geratewohl auf und fragte: „Haben Sie die
Stelle durchgelesen?“ Der Betreffende sagte in seiner Verlegen-

heit ja, obschon es nicht wahr war. „Gut, dann beschreiben Sie uns den Schild des Achill!“ Nietzsche ließ das Schweigen, das nun erfolgte, unter der wachsenden Aufregung aller Schüler an die zehn Minuten andauern, gerade so lange als er gebraucht hätte, um den Gegenstand zu erledigen, und ging scheinbar aufmerksam zuhörend langsam auf und nieder, wie er zu lehren pflegte. Dann sagte er, ohne weiter ein Wort zu verlieren: „So, nun hat uns W. den Schild des Achill erklärt, jetzt fahren wir weiter.“ Ein anderer Schüler las unter dem Pultrande ruhig aus der Übersetzung ab. „Wie sonderbar“, unterbricht ihn Nietzsche, „Sie haben ja in Ihrem Buch eine ganz andere Lesart.“ Es kam ihm immer darauf an, die jungen Leute moralisch zu fassen, und so gestaltete er einmal ein öffentliches vor den Behörden und geladenem Publikum abzuhaltendes Examen, ohne Rücksicht auf das Risiko, das er selber dabei lief, zu folgender Kraftprobe einer überdies recht mäßigen Klasse. Er ließ eine unter Philologen als besonders schwer verschrieene Thukydidesstelle aufschlagen. „Haben Sie das schon gelesen?“ — „Nein.“ — „Finden Sie Schwierigkeiten darin?“ — „Ja.“ — „Darin haben andere Leute auch schon Schwierigkeiten gefunden“ — und nun ging es durch Dick und Dünn vorwärts. Die methodische Durchseßlichkeit und das eigentlich Handwerksmäßige in der Geisteserziehung der halbwüchsigsten Jüngerschaft ließen zu wünschen übrig. Die Anfertigung eines Skriptums wurde unterlassen, nachdem ein erster Versuch nicht nach Wunsch ausgefallen war. Vokabularien oder Klassenhefte wurden nicht geführt. Es wurde drauflos übersetzt, unbekümmert um Formenlehre und Syntax. Von Zeit zu Zeit forderte er zum Meditieren auf, und das erhob alsbald die nüchterne Stimmung ins Ungefähre und Feierliche. Er mündete mit einem Gedankengang gerne in den charakteristischen Anschauungsversuch aus und stellte die Persönlichkeit etwa des Alcibiades oder des Achilles zum Exempel auf, damit seine Schüler durch seine Fragen angespornt nach und nach ihre eigene Intuition vor ihm aufbauen mußten. Im ganzen gilt von Nietzsches Lehrtätigkeit besonders am Pädagogium sein Spruch aus „Jenseits von Gut und Böse“ (63): „Wer von Grund aus Lehrer ist, nimmt alle Dinge nur in bezug auf seine Schüler ernst, — sogar sich selbst.“ Dies ist zu beachten, weil es doch eine Zeit gab, wo Nietzsche sich selbst nur noch in bezug auf sich selbst und sonst niemand andern ernst zu nehmen vermochte. Sein Lehramt konnte also, von den äußeren Hemmun-

gen ganz abgesehen, schon aus rein inneren Gründen in seinem Leben nur eine bloße Vorstufe sein.

Mit der Erfüllung seiner Amtspflichten erschöpfte sich jedoch Nießsches Verhältnis zur Pädagogik nicht. Seine ganze erste Basler Zeit stand überhaupt im Zeichen seines Erzieherbewußtseins und bestimmte, weit über die Gesichtspunkte des Amtes hinaus, auch seine allgemeinen Absichten, für die europäische Kultur Wirkung zu tun. „Wenn ich über die Zukunft unserer Bildungsanstalten zu reden versprochen habe, so denke ich dabei zunächst gar nicht an die spezielle Zukunft und Weiterentwicklung unserer Baslerischen Institute dieser Art. Gerade das aber muß mein Wunsch, ja meine Voraussetzung sein, mit Zuhörern hier in geistigem Verkehr zu stehen, welche über Erziehung und Bildungsfragen ebenso sehr nachgedacht haben, als sie willens sind, mit der Tat das als Recht Erkannte zu fördern.“ Diese Worte, die Nießsche 1871 aufschrieb, bezeichnen einen Gesichtspunkt für Nießsches erstes Entwicklungslustrum. Er empfindet sein gesamtes zukünftiges Denken und Wollen als erzieherische Fragestellung. Atmend und wirkend in einem lebendigen, auf möglichst humanistischen Abschluß der Bildung hinstrebenden Schulbetriebe, wie es im damaligen Basel die Doppelanstalt des Pädagogiums und der Universität darstellte, fühlte er sich in einem Elemente, dessen Wellenbewegungen ihm damals noch die Funktionen der Kultur überhaupt bedeuten mußten. Unerwartet war aus ihm ein eigentlicher Schulmann geworden. Er hatte sich ja mit der Absicht getragen, nach bestandnem Doktorexamen und längeren Bildungsaufenthalten im Auslande sich an einer deutschen Fakultät zu habilitieren; aber wie leicht hätte eine derartig freiwillige und jederzeit lösbare Bindung an den Lehrberuf gewogen gegen die ihm nun zugefallene Lebensstellung eines etatmäßigen Gymnasial- und Hochschullehrers. Wird aber damit Nießsches Gedankenwelt unter das Zeichen des Erzieherischen gerückt, daß ihm sein Lehramt zum divinatorischen Prinzip wird, so versteht sich, weil es sich dabei um Nießsche handelt, von selbst, daß dies bereits aus einem sehr radikalen gesellschaftskritischen Gesichtswinkel heraus erfolgt. Man höre zum Beispiel die Stelle aus dem ersten Vortrage vom 16. Januar 1872 (Taschenausgabe I, S. 299): „Der Bund von Intelligenz und Besitz“, den man nach diesen Anschauungen behauptet, gilt geradezu als eine sittliche Anforderung. Jede Bildung ist hier verhasst, die einsam macht, die über Geld und Erwerb hinaus Ziele steckt,

Nießsches Erziehungsphilosophie

Sein Lehramt als divinatorisches Prinzip

die viel Zeit verbraucht: man pflegt wohl solche andere Bildungstendenzen als „höheren Egoismus“, als „unsittlichen Bildungsepifureismus“ abzutun. Nach der hier geltenden Sittlichkeit wird freilich etwas Umgekehrtes verlangt, nämlich eine rasche Bildung, um schnell ein Geld verdienendes Wesen werden zu können, und doch eine so gründliche Bildung, um ein sehr viel Geld verdienendes Wesen werden zu können. Dem Menschen wird nur so viel Kultur gestattet, als im Interesse des Erwerbs ist, aber so viel wird auch von ihm gefordert. Kurz: die Menschheit hat einen notwendigen Anspruch auf Erdenglück — darum ist die Bildung notwendig — aber auch nur darum!“ In dem Nietzsche mit einem so hohen und unerbittlichen Ernste der landläufigen Sittlichkeit entgegentritt, ist es ja ohne Zweifel er selbst, seine im höchsten Sinne rechtschaffene und sittenstrenge Persönlichkeit, die uns aus seiner Kritik redet. Die Frage ist nur, wie er, der doch eigentlich seiner Griechen- und Wagnerbegeisterung nach im ästhetischen Fahrwasser segelte, dazu kam, sich an die europäische Menschheit als echter und rechter Schulmeister zu wenden. Noch auffallender als in den Vorträgen über die Zukunft unserer Bildungsanstalten tritt das pädagogische Übergewicht in seiner damaligen Geistesrichtung zutage an der dritten unzeitgemäßen Betrachtung und zwar schon an ihrem Titel: „Schopenhauer als Erzieher“. Im Jahre 1868 hat er Gedanken über diesen selben Gegenstand zusammengefaßt unter der Überschrift „Schopenhauer als Schriftsteller“ (Biographie I, S. 350/51). In Basel wurde der formale und nationale Gesichtspunkt abgelöst durch den pädagogischen. Wäre der Aufsatz in Deutschland geschrieben worden, hätte vielleicht der andere Titellentwurf „Schopenhauer unter den Deutschen“ Aufnahme gefunden. Man überlege, was es mit diesem neuen Titel bei näherer Erwägung auf sich hat! Er setzt eine Beziehung, die von Hause aus eben gerade nicht besteht. Wozu hätte sich der Pessimist und Weltverneiner wohl weniger tauglich erachtet als zum Erzieher! Und mit welchem Nachdruck weist ihm Nietzsche diese Rolle zu: „Gewiß, es gibt wohl andere Mittel, sich zu finden; aus der Betäubung, in welcher man gewöhnlich wie in einer trüben Wolke weht, zu sich zu kommen, aber ich weiß kein Besseres, als sich auf seine Erzieher und Bildner zu besinnen. Deine wahren Erzieher und Bildner verraten Dir, was der wahre Ursinn und Grundstoff Deines Wesens ist, etwas durchaus Unerziehbares und Unbildbares, aber jedenfalls schwer Zugängliches, Ge-

Schopenhauer
von Hause aus
nicht Erzieher!

bundenen, Gelernten: Deine Erzieher vermögen nichts zu sein als Deine Befreier. Und so will ich denn heute des einen Lehrers und Zuchtmeisters, dessen ich mich zu rühmen habe, eingedenk sein, Arthur Schopenhauers." — „Ich habe versprochen, nach meinen Erfahrungen Schopenhauer als Erzieher darzustellen und somit ist es bei weitem nicht genug, wenn ich, noch dazu mit unvollkommenem Ausdruck, jenen idealen Menschen hinmale, welcher in und um Schopenhauer, gleichsam als seine platonische Idee waltet. Das Schwerste bleibt noch zurück: zu sagen, wie von diesem Ideale aus ein neuer Kreis von Pflichten zu gewinnen ist und wie man sich mit einem so überschwänglichen Ziele durch eine regelmäßige Tätigkeit in Verbindung setzen kann, kurz, zu beweisen, daß jenes Ideal erzieht." — „Im Grunde entscheidet kaum die Seltenheit und Kraft der Begabung, sondern der Einfluß einer gewissen heroischen Grundstimmung und der Grad einer innerlichen Verwandtschaft und Verwachsenheit mit dem Genius. Denn es gibt Menschen, welche es als ihre Not empfinden, wenn sie diesen mühselig ringen und in Gefahr, sich selbst zu zerstören, sehen, oder wenn seine Werke von der kurzsichtigen Selbstsucht des Staates, dem Flachsinn der Erwerbenden, der trocknen Genügsamkeit der Gelehrten gleichgültig beiseite gestellt werden: und so hoffe ich auch, daß es einige gebe, welche verstehen, was ich mit der Vorführung von Schopenhauers Schicksal sagen will und wozu, nach meiner Vorstellung, Schopenhauer als Erzieher eigentlich erziehen soll." — Halten wir das fest: Nießsches erwachende Genialität erfaßt das Genie als Pädagog; die Schrift, in der er diesen Gedanken hinreißend zum Ausdruck bringt, schreibt er in Basel als Lehrer an schweizerischen Staatschulen. Da ist denn doch die althergebrachte Vorliebe des Schweizlers für Probleme der Erziehung und Volksbildung hervorzuheben, eine Vorliebe, die der Heimat Pestalozzis und Jean Jacques Rousseaus wohl zu Gesichte steht. Jene Eigenschaften, von denen auch Nießsches Werk seinen Anfang nahm, haben somit zweifellos als eine nicht zu übersehende Wirkung seines dienstlichen Aufenthaltes auf Schweizerboden zu gelten. Gewiß — Nießsche besaß überhaupt eine pädagogische Ader und hätte, wäre er anderswo Gymnasiallehrer gewesen, Schopenhauer sowieso als Patron der Erziehung zur Kultur empfinden können. Mag die Schweiz sich immerhin etwas darauf zugute tun, daß das nun gerade in ihrem Schoße geschah — höheres Lob gebührt wohl Nießsche selbst, dessen kühner Wahr-

Der Genius als
Pädagog erfaßt

heitsmut ihn zu der großartigen, nur sprunghaft zu erreichenden Verbindung zwischen Erzieherpflicht und höchstem Kulturziel verlockte, zu der, mit dieser Überzeugungskraft, ein anderer niemals, er selbst freilich anderswo vielleicht auch nicht mit solcher Entschiedenheit gelangt wäre.

Ähnlich originell, wenn auch den Umständen angemessen in ganz anderer Weise als auf die Schüler wirkte Nietsche auf die Kollegen und die Basler Gesellschaft. Auch sie empfanden etwas Unnahbares in seinem Auftreten, das für einen nicht sehr tiefsichtigen Beobachter nicht ganz frei von Komik war. Dadurch daß Nietsche, wo er ging und stand, immer in irgend einer Art auf der Suche war, unterlag er bisweilen der Gefahr ins „Gesuchte“ zu verfallen. Unter seinen Briefen sind die leichteren, an fernstehende gerichteten voll geistreicher Wendungen, mit Wortspielen gespickte Kaufserien, gleißende Perlenschnüre aus gereihten Verbindlichkeiten und verblüffenden Appercus — genau so muß sich Nietsche im Gespräch mitgeteilt haben²⁶. Er wirkte in der Konversation vornehmlich blendend; aber es konnte vorkommen, daß der Wit seiner Aussage, den man mit vorschnellem Beifall belacht hatte, sich unversehens als Hülle einer kühnen, unheimlichen Wahrheitsvision entpuppte. Einmal erzählte er seiner Tischdame: „Mir hat kürzlich geträumt, meine Hand, die vor mir auf dem Tische lag, bekam plötzlich eine gläserne, durchsichtige Haut; ich sah deutlich in ihr Gebein, in ihr Gewebe, in ihr Muskelspiel hinein. Mit einem Mal sah ich eine dicke Kröte auf meiner Hand sitzen und verspürte zugleich den unwiderstehlichen Zwang, das Tier zu verschlucken. Ich überwand meinen entsetzlichen Widerwillen und würgte sie herunter.“ Die junge Frau lachte. „Und darüber lachen Sie?“ fragte Nietsche mit furchtbarem Ernste und hielt seine tiefen Augen halb fragend, halb traurig auf seine Nachbarin gerichtet. Da ahnte diese, wenn sie es auch nicht ganz begriff, es habe hier ein Orakel im Gleichnismunde zu ihr gesprochen und Nietsche ihr durch eine schmale Spalte den Blick in den dunkeln Abgrund seines Innern aufgetan. Ein andermal erbleichte er, der zum strengsten Richter über alles Obskurantentum werden sollte, vor Erstaunen und Entrüstung, daß ihm bekannte ältere Basler noch an das „Spalentier“ — ein Lokalgespens — glaubten und steif behaupteten, es haben brüllen hören.

Nietsche hielt damals noch sehr auf sein Äußeres. Er war mit einem alten badischen Staatsrate der einzige, der in Basel einen

grauen Zylinder trug. Sommergäste, die mit ihm zu gleicher Zeit im Maderanertal weilten, belustigten die feinen Zeugstiefelchen, mit denen er, immer den Spazierstock zum Tasten vor sich hinsetzend, in der Wildnis des Hochgebirges spazieren lief. Wer sich da nicht schon auskannte, nicht wußte, mit wem er es zu tun bekam, entging der Versuchung nicht leicht, in ihm am Ende gar einen Stutzer oder einen Wichtikus zu wittern. Aber schon damals folgte ihm das neugierige Auge des Publikums nicht, ohne um seine glänzenden Anfänge zu wissen. Der blutjunge deutsche Gelehrte war Gegenstand tuschelnder Unterhaltung. Das war der große Ausbund, raunte man sich zu, der ohne überhaupt Doktor zu sein eines schönen Morgens in seiner Leipziger Studentenbude als außerordentlicher Professor für Basel aufgewacht war. Ja man flüsterte noch mehr: das war der junge Freund Richard Wagners, der Ganymed des neuen deutschen Olympiers, in dessen Idyll Tribschen er ein- und ausging. — In Basel jedenfalls wird man Nießsche kaum je anders begegnet sein als mit der Befangenheit des Stolzes, ihn unser zu nennen. Sein täglicher Begleiter auf Spaziergängen und in Gesellschaften war Overbeck, und nichts konnte Nießsches Überlegenheit besser kennzeichnen, als daß Overbeck sofort von sich aus ins zweite Glied trat, sobald es sich um die menschliche Rangstufe des Freundes handelte. Daß damals Nießsche allerdings den Anspruch erhob, in Gesellschaft zu „primieren“, hat Overbeck bestimmt bestätigt; aber niemand wußte besser als er, wie himmelweit damit Nießsche von dem faden Dünkel entfernt war, in einem Salon Löwe zu sein und die erste Geige zu spielen.

Damals lebte in Basel das hochbetagte Fräulein Kestner, die Tochter von Werthers Lotte. Nießsche schreibt Rohde am 25. Juli 1872 (Briefe II, S. 342): „Der heutige Morgen geht darauf Goethe=Jnedita zu lesen: ich bin ad hoc von der noch einzig übrig gebliebenen Tochter von Charlotte Kestner eingeladen und habe schon neulich zwei schöne Gedichtchen ‚Reisefegen an Gräfin E.‘ zu hören bekommen.“ An Gersdorff schreibt er am 2. August 1872 (Briefe I, S. 219): „Von Fräulein Kestner (der Tochter Lottes) habe ich Goethesche Briefe (originaliter) geschenkt bekommen.“ Die quecksilbern lebendige und geistig übersprudelnde Greisin konnte es Goethe bis in ihr 94. Jahr nicht verzeihen, daß er „ihre liebe Mutter in so unzarter Weise in die Öffentlichkeit gezogen habe“. Bedeutende Persönlichkeiten aus dem Reiche, Bunsen, Abeken, Lepsius, Curtius, pflegten auf der

Durchreise bei Fräulein Kestner einzufahren, und dann stellte sich auch Jakob Burckhardt ein, der sonst jeder Einladung auswich; auch ihr Nefse, der Oberst Charras, der seit der Julirevolution an den französischen Ereignissen lebendigen Anteil genommen und sich seine Verbannung zugezogen hatte, angeblich wegen einer Napoleon III. verabreichten Ohrfeige, lebte in Basel. (H. Gelzer in seinem Burckhardt-Essay S. 46.)

Erinnerungen von Frau Ina von Miaszkowski

(Nach dem als Manuskript gedruckten Lebensbild: „August v. Miaszkowski“ S. 120—124)



Im Juni unseres ersten Jahres in Basel (1874) machten wir mit Bekannten einen Ausflug auf die Frohburg, einen schönen Punkt im Jura. Ich sah dort zum ersten Male die Hochalpenkette und empfand diesen herrlichen Anblick als wirklichen Abschnitt in meinem Leben. Ich war um eine neue, beglückende Vorstellung reicher geworden. Wer in sehr jungen Jahren die Alpen zum ersten Male sieht, kann nie einen so tief gehenden Eindruck empfangen, wie er mir an jenem sonnigen Sonntagsmorgen zuteil wurde. Und noch einen zweiten Gewinn brachte mir dieser Tag, die Bekanntschaft mit Friedrich Nietzsche. Er und seine beiden Freunde Overbeck und Romundt nahmen an dem Ausfluge teil. Nietzsche, der sich beim Wandern zuerst zu meinem Mann gesellte und nachher plaudernd neben mir ging, nahm uns beide aufs wärmste für sich ein. Jener Sonntag legte den Grund zu unserem späteren freundschaftlichen Verkehr. Unvergesslich blieb mir eine Äußerung, die Nietzsche schon damals mir gegenüber tat. Er unterbrach meine Schilderung unserer Jenaer Zeit mit der Frage: „Ja ist es denn möglich, daß Ihr Herr Gemahl sich nicht von dem bornierten Hochmut der deutschen Professoren abgestoßen fühlt? Die dulden ja keine abweichende Ansicht. Hat jemand aber eine solche, dann suchen sie ihn tot zu machen, indem sie sagen, er sei krank.“

Der
Dienstags-Verein
1870—75

Im Winter begründeten wir einen kleinen geselligen Verein, der alle vierzehn Tage abends abwechselnd sich zusammenfand. Über eine reizende Aufführung, die wir an einem jener Abende bei uns arrangierten, finde ich in einem Briefe an meine Mutter eine ausführliche Schilderung vor. Wir hatten uns ausgedacht, ein sorgfältig vorbereitetes lebendes Bild aus den Meistersingern mit unsern Kindern zu stellen, namentlich um Nietzsche zu erfreuen, dessen Freundschaft mit Wagner damals auf ihrem Höhepunkte

stand. Ich schrieb darüber: „Um sechs Uhr kleideten wir die Kinder an, die wirklich reizend aussahen. Hannachen als Eva, im richtigen Gretchen-Kostüm aus hellblauem Wollenstoff! Fritz als Hans Sachs in Weste, Hemdsärmeln, Lederhürze, Käppchen auf dem Kopfe und mit einem Backenbart aus blonder Haarunterlagewolle, Kurt als Walter geradezu reizend. Ich hatte prächtigen roten Glanzschirting, der ganz wie Seide aussah, für 1 Fr. 50 gekauft und daraus ein glänzendes Ritterkostüm gemacht: kurzes Wams mit weißen Puffen, am Hals meine breiten echten Spitzen von Schwiegermamma und die dicke Kette von Onkel Paul um die Brust gehängt, auf dem Kopf ein schwarzes Samtbarett mit langer weißer Feder. Als alle Gäste da waren, bat ich Niezsche, das Meisterlied zu spielen und öffnete die Türe zum Eßzimmer, in der das reizende Bildchen stand. Jedes der Kinder war allerliebste und ganz charakteristisch. Alle waren entzückt und Niezsche sogar ganz bewegt. Er nahm meine beiden Hände und drückte sie immer wieder, indem er für die reizende Überraschung dankte.

Nach einem dieser Vereinsabende, an dem auch eine junge Freundin von uns teilgenommen hatte, schrieb ich wieder: „Als wir spät heim kamen, meinte Emmy, sie wäre noch nie in einem so harmlos vergnügten Kreise gewesen. Das Komische dabei ist, daß zwei der Haupt-Spasmacher unter uns, Overbeck und Niezsche, als arge Pessimisten und Schopenhauerianer in ganz Deutschland bekannt sind! Am Donnerstag darauf kamen am Abend die drei Herren aus Nr. 45 zu uns, und da musizierten wir viel. Niezsche phantasierte ganz hinreißend, Overbeck hatte schöne vierhändige Schubert'sche Sachen mit — kurz wir hatten ordentlich ein kleines Konzert. Dabei gab's nur gebackene Kartoffeln und aufgebratenen Schinken, also wirklich livländische Einfachheit und Ungeniethheit.“ Ein andermal schrieb ich: „Heute Abend ist der Dienstagsverein. Niezsche soll schon wieder ein ganz tolles Buch zum Vorlesen verschafft haben (es waren humoristische Novellen von Mark Twain). Beim letztenmal ging es wieder sehr lustig zu, wir lasen, spielten und sprangen bis halb ein Uhr. In vierzehn Tagen, wenn der Abend bei uns ist, wollen wir aber auch einmal was Ernstes vorbringen, wie es sich für Professorsleute schickt. Vormittags war Niezsche ein Stündchen bei uns und brachte mir ein Buch, das ich gerne lesen wollte, auch hat er mir die Wagnerschen Nibelungen gegeben. Ihr seht, daß ich mir zwei Freunde angelegt habe, die mir sehr nützlich sind.“

In jenem Winter kam Nietzsche außerdem jeden Freitag nachmittag, um mich zum Gesang zu begleiten. Er brachte stets viel neue Noten mit, die wir zusammen durchsahen und auch mal einübten; zum Schluß pflegte er uns meist vorzuphantazieren oder Wagner'sche Sachen zu spielen. Aus jener Zeit besitze ich noch ein abgeschriebenes Lied von Liszt, in das Nietzsche mir einige Korrekturen hineingeschrieben hatte. Es waren genußreiche Stunden. Späterhin trat Overbeck an die Stelle des Freundes und hat mit mir in liebenswürdigster Treue musiziert. Mein Mann, der natürlich die herzlichste Freude an diesem Verkehr mit den anregenden Freunden hatte, liebte es aber, mich oft mit meinen beiden „Seladons“ zu necken. Einmal tat er es auch, als wir gerade zum Nachtische Äpfel aßen. Ich klebte nach einer alten livländischen Sitte mir zwei Apfelferne an die Stirne, benannte sie nach meinen Seladons und sagte, ich wollte sehen, welcher von ihnen zuerst „abfallen“ würde. Unsere Kinder hatten das aufgeschnappt; sie nannten nachher Apfelferne immer Seladons und betrieben mit Eifer das Spiel mit den an die Stirne gedrückten Kernen.

In Basel herrscht die schöne Sitte, daß die Eingefessenen nach und nach die Neugekommenen aufsuchen oder auch direkt zu sich einladen. Auf diese Weise kamen wir zu vielen Schweizern in Beziehung. In dieser Weise knüpfte der sehr angesehene Ratsherr Sarasin mit uns an, und wir erlebten in diesen reichen Häusern viele interessante, wenn auch manchmal etwas langweilige Gesellschaften. Ich schrieb darüber: „Am Sonntag waren wir bei reichen, uns beinahe ganz fremden Baslern zu einem großartigen Diner geladen, wo wir uns gut amüsierten. Aber es ist merkwürdig, so plötzlich in eine ganz andere Welt hineinzuschneiden und geradezu komisch, wenn man beim Eintreten nicht einmal weiß, welches der Hausherr ist. Die Basler sind aber rührend in ihrer Liebenswürdigkeit, die meist drollig steif herauskommt. Ballvergnügen müssen wir fast ganz entbehren, hier wird fast gar nicht in Privathäusern getanzt, die Leute sind in allen möglichen Vorurteilen befangen. Wir flotten Dienstagsvereinler bedauern das alle sehr.“

Der Verkehr
zwischen den
Freunden



Nietzsche hatte also, während er schon mitten am Werke war und die Schwere seiner Lebensaufgabe im voraus ahnte, ja bereits ihre Traglast auf seinen Schultern spürte, es nicht verschmäht, in der Umgebung, der er sich doch eigentlich längst entwachsen fühlen

mußte, nicht nur etwa gezwungen, sondern mit heiterer Teilnahme weiter zu verweilen. Die ungeheuren Emotionen seiner heimlichsten Empfängnisse, die Witterung seiner letzten Bestimmung, die Qual eines Weltschöpfer-Triebes bei gebundenen Händen ließen ihn Zerstreuungen einer ihm im übrigen genehmen Geselligkeit geradezu auffuchen. Und daß er dann wohl auf Augenblicke unter den Fröhlichen der Fröhlichste war, ein Vortänzer der guten Laune, läßt sich von dem späteren Verherrlicher der Kunst, gut zu tanzen und gut zu lachen, wohl verstehen. Noch überschäumender gab er sich wohl, wenn ihn der goldene Humor ganz unbelauscht, hinter der verschlossenen Türe der Junggesellenwohnung im Kreise seiner Vertrautesten aufsuchte. Was für ein fruchtbarer Gelegenheitsdichter und Knittelverskünstler er sein konnte, geht aus manchen bekannt gewordenen Proben jener Jahre hervor. Einer der gelungensten Huldigungen Nietzsches als Festdichterkomponisten hatte sich Overbeck an seinem fünfunddreißigsten Geburtstage zu erfreuen; sein Hauptkolleg war nicht zustande gekommen, nun tröstete der Zimmernachbar ihn mit einem ad hominem komponierten Kanon.

Der
Geburtstagskanon
für Overbeck

Ein würdig angerauchtes Pergamen!

(Das Notenblatt ist über der Lampe getrocknet und angebräunt.)

Kirchengeschichtliches Responsorium

zwischen einem Chöre von theologischen Studenten
und einem Chöre erzürnter Zuschauer.

Zur Festlichkeit des 16. November

1871

für seinen Freund und getreuen Nachbar

Franciscus Overbeck

gesetzt

von

S. N.

Chor fauler, sich rekelnder, theologischer Studenten
(ob Männerchor?)

O! U! Kirchengeschichte hör' ich nicht bei Overbeck,
sondern bei dem alten, quatschigen (—).

(—) weiß uns zu firren als Studenten,
die um Amt und Brot und Weib studieren.

Trostlied.

Wer nur den lieben Gott läßt walten
und den alten (—),
der wird sich (plärrend) wunderbar erhalten
trotz allem Prüfungsungemach.

(hier fällt der Chor der entrüsteten Zuschauer
ironice ein)

Nämlich wunderbar ungeschlacht, dumm und feck,
ohne nur ein einziges Fünkchen
vom Geiste unseres O — — — — verbeck,
noch von seinen andern liebenswürdigen Eigenschaften.

(die Schlußnoten zart, zögernd cum gratia
ad finem.)

Aber wie die Hausgenossen den gelegentlichen Ausbruch seiner Lustigkeit aus nächster Nähe mit erlebten, waren sie auch die verschwiegenen Zeugen von den nicht ausbleibenden Rückschlägen seiner Selbstbesinnung. Von einem harmlosen Abendspaziergang vor den Toren der Stadt zurückkehrend, konnte er seinen Begleitern Overbeck und Romundt, die sich weiter keine Gedanken gemacht hatten, die Lächerlichkeit ihrer Gepflogenheit vorhalten, daß sie, drei Denker, Gottfried Kellers „gerechten Kammachern“ an ehrsamere Selbstgenügsamkeit nicht im geringsten nachständen (Briefe III, 209). Was dem größeren Kreis in Nietzsches gesellschaftlichem Basler Verkehr kaum tiefer zum Bewußtsein kommen konnte, teilte sich Overbeck ganz von selbst in ungezwungener Anschauung mit: er spürte, mehr als die üblichen Werdeschmerzen, die seiner heranreifenden Begabung erspart bleiben, waren hier mystische Leiden im Spiele, etwas von jenem wimmernden und ächzenden Alldruck der Inkubation, wenn der delphische Tempelschläfer im Traum den Besuch des Gottes erduldet. Wie hoch Nietzsche die Nähe eines solchen Verständnisses schätzte, geht aus einer Widmung zu dem letzten gemeinsam erlebten Geburtstag Overbecks hervor; auf seine Komposition „Hymnus auf die Freundschaft“, die er von einem Berufskopisten sauber abschreiben ließ, schrieb er: „Herrn Professor Dr. Fr. Overbeck! Am 16. November 1875. Voll von Freude und von inniger Dankbarkeit für Deine Freundschaft.“

Voransblick auf
Nietzsches Werk

Nietzsches schriftstellerisches Werk umspannt den Zeitraum zweier Jahrzehnte. Eins gegen das andere gehalten, bilden sie so unterschiedliche und andersartige Hälften, daß kaum mehr von einem Zusammenhange zwischen beiden, viel eher von einem Weitsprung von einem zum andern die Rede zu sein pflegt. Und doch hat nur

dieselbe Seele ein neues Gesicht aufgesetzt. Die Keime zum späteren und letzten Nietzsche stecken schon in der „Geburt der Tragödie“, dem Debüt des noch nicht Dreißigjährigen. Sowohl formal, als inhaltlich. Formal: „Wie schade, daß ich, was ich damals zu sagen hatte, es nicht als Dichter zu sagen wagte: ich hätte es vielleicht gekonnt!“ bekennt er selbst in dem „Versuch der Selbstkritik“, mit dem er nach sechzehn Jahren auf den Erstling zurückblickte. Damit gesteht er ein, er habe es damals mit den höchsten Problemen angenommen, aber nicht als ihr Gestalter, sondern eben nur als ihr Erwäger, als ihr Raisonneur, der er, freilich ins Höchste gesteigert, selbst im Zarathustra geblieben ist. Inhaltlich liegt bereits der Widerspruch gegen Religion und Moral mit einem Umzug ins Ästhetische verbunden vor, der schließlich „einen Gott, wenn man will, aber gewiß nur einen gänzlich unbedenklichen und unmoralischen Künstlergott“ gelten läßt und somit so radikal unreligiös ist, daß er sich nichts daraus macht, sich mit der Marke religiöser Erscheinungsformen dem Mißverständnis auszusetzen, als sei er auf seine Art religiös. Auch das Bekenntnis zum Griechentum ist als solches, allem jugendlich lauten Enthusiasmus zum Trotz, schon hier zweideutig und nichts weniger als sachlich zwingend konzipiert. Nietzsche beklagte als das Schlimme an dem Buche: „daß ich mir überhaupt das grandiose griechische Problem, wie es mir aufgegangen war, durch Einmischung der modernsten Dinge verdarb!“ Ferner ist es bedeutsam, wie schon zwei Jahre vor dem Erscheinen das „Unzeitgemäße“ gewittert wird und dadurch der Charakter der ganzen Kette bei diesem Anfangsgliede schon sich kundgibt: „Es beginnt nun für mich die Periode des Anstoßes, nachdem ich eine Zeitlang leidliches Wohlgefallen erregt habe, weil ich die alten bekannten Pantoffeln an hatte.“ Es wäre wohl zu kurz geraten, dächte man dabei an Befürchtungen, zu denen die Parteigängerschaft Schopenhauers und Wagners damals immerhin genügend veranlassen mochte; nein, Nietzsche muß schon damals von der Ahnung durchschauert gewesen sein, daß ihn widermoralische und antichristliche Triebe auf die „grundsätzliche Gegenlehre und Gegenwertung des Lebens“ hindrängten, und einmal zum Attentäter „auf zwei Jahrtausende Widernatur und Menschenerschändung“ werden ließen. Er äußert sich prophetisch (Briefe I, 206): „Jetzt erwarte ich nichts — oder Bosheiten oder Albernheiten. Aber ich rechne auf einen stillen langsamen Gang durch die Jahrhunderte, wie ich Dir mit der größten Überzeugung aus-

spreche. Denn gewisse wenige Dinge sind hier zum erstenmal ausgesprochen: das muß weiter klingen.“ Diese Sprache der Euphorie redet er nicht erst 1888, sondern schon 1872. Aus alledem muß gefolgert werden: die Substanz Nietzsche ist von allem Anfang konstant. Er ist sich, eben dieser Substanz nach, stets gleich geblieben. Mit Schopenhauer und Wagner hat er die angezogenen Hüllen vom Leibe gestreift, nicht aber festgewachsene setzen sich von der Haut gerissen. Auch seine heftigsten innern Umwälzungen sind nicht in dem Sinne Wandlungen gewesen, daß er, ein Renegat, Besessenes verleugnet oder ursprünglich Fremdes als Gebietserweiterung hinzuerobert hätte. Sein spezifisches Gewicht hat sich nicht geändert; er ist, auf seine Schwere hin gewogen, bei seinem ersten Buche genau das wert und genau das nicht wert gewesen, was bei seinem letzten. Ausschließlich die Neuprägung macht es bei ihm aus, die unerschöpfliche Aufarbeitung des vorhandenen Stoffgutes. Nur hinsichtlich der Darbietung wird er immer freier, fähner, verschwenderischer. Der Wesenheit nach beweist er jedoch schon mit seinem Erstling die durchgreifenden Hauptpunkte seiner Beschaffenheit ein für allemal. Erstens: daß er sich nur für einen Halbblutkünstler hält — zweitens: daß es um seine Konfession zum Griechentum von vornherein zweifelhaft bestellt war — drittens: daß sein Haupttrieb auf die radikale Kritik von Religion und Moral abzielte — viertens: daß er von der weltgeschichtlichen Bedeutung seines Lebenszweckes schon von Anfang an vollauf durchdrungen ist.

Overbecks
Kompetenz als
Gewährsmann
für Nietzsche

Daraus ist für uns der Schluß zu ziehen, daß, wer den Nietzsche der siebziger Jahre genau kannte, Nietzsche überhaupt kannte, daß also Overbeck, da er ihm in den Basler Kollegenjahren der ununterbrochen Nächste war, für uns unter den Gewährspersonen, die über Nietzsche zu belehren haben, an erste Stelle tritt. Es ist oberflächlich und ungerecht, Overbecks gelassener und bedächtigerer Veranlagung dahin auszudeuten, als habe er, ängstlicher und furchtsamer Natur, wie er nun einmal gewesen sei, den Hochflügen Zarathustras nicht zu folgen vermocht. Vielmehr kommt das spätere Versagen seines Einverständnisses, war erst für die frühere Zeit das Verständnis festgestellt, uns als Fingerzeig zu Hilfe in unseren eigenen Versuchen, mit Nietzsche ins reine zu kommen. Stutzt und zögert Overbeck mit der Gefolgschaft, so wird es nie sehr schwer halten, weit eher als einem persönlichen Unvermögen die betreffende Ablehnung aus einem allgemeinen und

grundsätzlichen Bedenken vollkommen begreiflich zu finden. Um jedoch später mit ganzer Unbefangenhait und vollem Vertrauen Overbeck als Kritiker des Freundes annehmen zu können, soll seiner Anhänglichkeit und Hingabe an Nietzsche während des gemeinsamen Zusammenlebens nachgespürt werden. Leider sind nachträgliche Zeugnisse für die Zeit des Kontuberniums sehr spärlich. Overbeck hat es hinterher beklagt, damals keine Tagebücher geführt zu haben. So mögen wir um mehr als eine Verschiedenheit gekommen sein, die uns besser verstehen ließe, wieso bei Nietzsche so viel hundertfältig Verschiedenes sich schließlich unter einem Hute zusammenfand. Dagegen verfügen wir wenigstens über gleichzeitige Belege, die über Overbecks damalige Stellung zu Nietzsche jeden Zweifel ausschließen, vor allem darüber, daß er von ganzem Herzen an Nietzsche geglaubt hat. Rohde fiel es zu, öffentlich für den Freund auf den Plan zu treten. Zu Overbecks ganzer Art paßte es besser, sein Bekenntnis in der Stille abzulegen. Den Umständen nach kam das aber einem mindestens ebenso großen Aufwand an Unerforschtheit gleich. Overbeck hat nämlich Nietzsche vor Treitschke verteidigt, ja Treitschke für ihn zu gewinnen gesucht und in diesem über Jahre sich hinziehenden Vorhaben gezeigt, daß er genau wußte, was er wollte. Sein großer Altruismus tritt zutage an jenem biographischen Unikum, jener in die Augen springenden Paradoxie, deren Möglichkeit überhaupt nur ausgerechnet bei einer solchen Friedensseele denkbar war, an seinem Doppelverhältnis zu Treitschke und Nietzsche. Aber nicht minder beweist sich die männliche Energie seines Charakters in der Art, in der er, sobald die fortdauernde Freundschaft zu beiden sich mißverständlich gestaltet hätte, säuberlich Klarheit zu schaffen verstand. Durch ihn sind die beiden Antipoden sogar einander zugeführt worden, offenbar im August 1872 — aber wie sich denken läßt, ohne sich irgendwie anzunehmen. Nietzsche zeigte sich zu Entgegenkommen geneigt, da er ja von der Leipziger Studentenzeit her ein Augenmerk auf Treitschke als politische Person besaß und mit Gersdorff im Jahre 1866 sowohl über die Konfiskation des Traktats „Die Zukunft der deutschen Mittelstaaten“ als Treitschkes und Roggenbachs unvermutete Popularität korrespondierte und gleich dem damals ihm ja noch unbekannten Overbeck die Annexion Sachsens gewünscht hatte (Briefe I, 38, 47): Treitschke dagegen machte aus seinem Mißfallen gegen Nietzsche keinen Hehl, und in der Folge ist dann auch die Jugendfreundschaft dem

Treitschke
und Nietzsche

männlicheren Treubunde zum Opfer gefallen. Overbeck konnte nicht zweifeln, wie er zu handeln hatte. Treitschkes Antipathie streifte an Idiosynkrasie, so heftig war sein Zorn. Niehsche hatte ihm die erste „Unzeitgemäße“ zugesandt, Treitschke erwiderte gar nicht darauf, es sei denn in einem fulminanten Briefe an Overbeck. Dieser antwortete im Ton ruhiger und ließ doch an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Nach Jahr und Tag noch schleudert ihm Treitschke im Schmerz über den Verlust seines einst anhänglichsten Jüngers ins Gesicht (19. Sept. 1881): „Dein Unglück ist dieser verschrobene Niehsche, der sich so viel mit seiner unzeitgemäßen Gesinnung weiß und doch bis ins Mark angefressen ist von dem zeitgemähesten aller Laster, dem Größenwahn!“ Angesichts der geopfertten Freundschaft mit Treitschke fällt die Bezichtigung in sich selbst zusammen, Overbeck habe der Mut gefehlt, sich zu Niehsche zu bekennen.

Overbeck an Treitschke über Niehsche

Basel, 23. Juni 1871



Wenn ich mich auch nicht selbst für die Jahrbücher melde, ich bringe dafür einen Ersatzmann, und zwar einen, der, meine ich, mehr als das ist, meinen Kollegen Niehsche. Ich habe heute, sozusagen, die Vorstellung übernommen. Als Du im Herbst hier warst, lag Niehsche, der als freiwilliger Krankenpfleger sich an unsere Truppen angeschlossen hatte, selbst krank im Erlanger Lazarett. Du wirst wohl vor 2 1/2 Jahren von dem Leipziger Studenten gehört haben, der noch als solcher hierher zum außerordentlichen Professor der Philologie berufen wurde. Dies eben ist Niehsche, den ein freundlicher Stern zu meinem Hausgenossen gemacht hat. Der tägliche Umgang mit ihm seit vorigem Winter ist das erste, was mich, seit wir beide getrennt sind, an die in Leipzig gemeinschaftlich verlebten Tage erinnert hat. Vor allem wurde er mir immer mehr wert, bei meiner sonstigen ziemlichen Vereinsamung hier, während des Kriegsturms. Da Niehsche Deutscher ist — aus der Provinz Sachsen — ließ sich diese Hauptsache zusammen erleben. Oft genug freilich waren wir in unseren Gesprächen weit von den gewaltigen Ereignissen des Augenblicks. Niehsche ist der erste Philologe, der mir begegnet ist, mit dem man als Nichtphilologe über das Altertum reden kann. Er hat eine Auffassung da-

von und eine Begeisterung dafür, wie sie sonst oft heutzutage wie erloschen scheinen. Er ist überhaupt gewiß ein ganz ungewöhnlich begabter Mensch, und ebenso liebenswürdig als geistvoll. Kurz, ich habe ihn liebgewonnen und bewundern gelernt, muß aber nun doch zur eigentlichen Sache kommen. Nietzsche hat einen ästhetischen Aufsatz ausgearbeitet: Musik und Tragödie — hauptsächlich mit Bezug auf die antike Tragödie, doch bis auf die Oper der Neuzeit herabgeführt. Während sich Verhandlungen mit einem Leipziger Buchhändler durch zufällige Umstände in die Länge zogen, kamen zwischen uns verschiedene andere Publikationspläne zur Sprache, auch die Preussischen Jahrbücher, für die ich nun besonders gesprochen. Dafür hat sich auch Nietzsche entschieden, und will Dir das Manuskript einsenden, das er sich von Leipzig zurückschicken läßt, sobald es wieder in seinen Händen ist. Einstweilen stellt er sich Dir vor mit beiliegender Broschüre, die er eben auf eigene Kosten in nur dreißig Exemplaren zur Verteilung unter Freunden hat drucken lassen. Dieser Zweck erklärt den fast mystischen Ton des Ganzen und manches sonst. Stoße Dich insbesondere nicht an etwaigen Mythen des Anfangs, namentlich an denen des Gegensatzes des Dionysischen und Apollinischen. Gerade dieser Punkt wird in dem Aufsatz: Musik und Tragödie ausführlicher und klarer entwickelt. Ich selbst kenne die griechische Tragödie nicht gründlich genug, um eben alles im Anfang Gesagte zu kosten und habe am durchgängigsten meine Rechnung in den Sokratespartien gefunden, das Ganze aber, das ich freilich zum Teil habe entstehen sehen und oft besprochen, mit freudiger Spannung gelesen. Meinst Du nun, daß etwas der Art, wie es eben auch der Aufsatz über Musik und Tragödie ist, für die Jahrbücher passen würde? Du würdest mir und Nietzsche große Freude machen, wenn Du ihm darüber schriebeest . . .

„Musik und
Tragödie“ für die
preussischen Jahr-
bücher eingereicht

Basel, 21. Dezember 1871

. . . Im Herbst wurde ich ordentlicher Professor, und so ist denn erreicht, was ich viele Jahre lang mit einer Gelassenheit, die mich nachträglich manchmal etwas wundert, für gänzlich unmöglich gehalten habe. Zur Zeit gehen die Wogen des kirchlichen Kampfs jetzt hoch in der Stadt. Es handelt sich um Zerschlagung der Landeskirche und Separation der pietistischen Bestandteile. Ich selbst bin in der üblen und glücklichen Lage, zu keiner der drei Parteien, die sich befeinden, zu gehören. Die pietistische und die vermittelnde

Overbeck
Ordinarius

„Die Geburt der
Tragödie“

erheben an mich keine Ansprüche, der Reformator habe ich mich dagegen bisweilen zu erwehren und bin nun wohl mit ihnen ziemlich auseinander. Wissenschaftlich bin ich viel radikaler als diese Leute, praktisch fassen sie die Dinge an fast ohne Ahnung von ihrem schweren Ernst, und machen sich eine Religion von bequemen Phrasen zurecht. In dieses gewisse Ordnung zu bringen, fühle ich nicht Kraft noch Beruf, so halte ich mich zunächst einfach an meine amtliche Tätigkeit. Meine Vorlesung über Kirchengeschichte ist leider nicht zustande gekommen, doch da ich neben den sonst angekündigten noch ein paar Vorträge übernommen habe, von denen ich den einen neulich in der historischen Gesellschaft schon gehalten, so gibt es genug zu tun. An dem Ort lebe ich mich immer besser ein. Unter allen Umständen würde ich ihm unauslöschlich dankbar sein für den wissenschaftlichen Frieden, den er mir gewährt. Am liebsten und engsten ist mein Verkehr mit Nietzsche geworden. Gleich nach Neujahr erscheint der Dir schon bekannte fragmentarische Aufsatz zur vollständigen Abhandlung ergänzt: Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik. Er wird auch Dir gleich zukommen. Ich kann nicht alles mitmachen, am wenigsten was darin über die Wagnersche Oper zu lesen steht, aber überzeugt bin ich, daß die Arbeit eine der gedankenreichsten und tiefstinnigsten ist, die wir in Deutschland seit Jahrzehnten auf dem Gebiete der Ästhetik gelesen. Mit wahrer Herzensfreude lese ich immer die Korrekturbogen mit. Besprochen ist ohnehin in den letzten Monaten alles zwischen uns immer wieder und nach allen Richtungen . . .

Basel, 8. Juli 1872

. . . Hier wirst Du, wenn Du im August kommst, leider niemand finden, da mit Ende der Woche fast alles ausfliegt. Höchstens Nietzsche wird hier sein, der die Ferien wahrscheinlich ganz hier zubringt. Es tut mir leid, daß ich ihm nichts Besseres und überhaupt nichts von Deinen Eindrücken melden konnte, wenn ich auch recht wohl begreife, daß Dir mancherlei in seiner Schrift nicht recht, wo nicht abstoßend gewesen ist. Sie hat unleugbar etwas Erzeßives, ein ungeheurer Erzeß ist schon für mich die ästhetische Zuspitzung ihrer Metaphysik, aber bei allem was Bedenken erregt, ist doch die Schrift so originell und voll tiefstinniger Gedanken, daß sie namentlich die peinliche Ignorierung, die ihr bisher zuteil geworden ist, gewiß nicht verdient, und für den Verfasser, ich meine die ruhige Entwicklung seiner Gedanken, von

den übelsten Folgen. Von der Anzeige eines Freundes und einem Sendschreiben Wagners abgesehen, die beide hier nichts fördern können, ist eine von dem borniertesten Philologenstandpunkt abgefaßte äußerst grobe Streitschrift eines jungen Dr. v. Wilamowitz-Möllendorf, welcher alles als reinen Wahnsinn behandelt und im Widerspruch weit über das Ziel hinauschießt, die einzige öffentliche Kundgebung über das Buch. Dergleichen kann nur Niezschs Neigung zum Extravaganten steigern, so lange das Gegengewicht ernster Beachtung, selbst ernstestem Widerspruch, der zum Teil meiner Ansicht nach nicht fehlen kann, vermißt wird, und besonders das bisherige Verhalten seiner Fachgenossen zu seiner Schrift ist mir nur einer der vielen Beweise der ungeheuren Verflachung, welcher heutzutage ganz vornehmlich unsere gelehrte Bildung ausgesetzt ist. Doch bald werde ich da vielerlei mit Dir besprechen können, bin begierig darauf, freue mich außerordentlich auf das Wiedersehen. —

Wilamowitz

Basel, 9. März 1873

. . . . Zwei oder drei Tage mit Dir sollen überhaupt meine Osterferien sein, den Rest will ich verbringen, um, zu Dir ganz im Vertrauen gesagt, in den freien Wochen eine Art theologischen Bekenntnisses abzufassen, was von meinem Standpunkt aus ein etwas halbsbrechendes Unternehmen ist, zu dem ich mich jedoch zur Zeit angeregt, ja gedrängt fühle, nicht durch Strauß — dessen Werk ich für wenig förderlich halte, abgesehen von seiner Ehrlichkeit, — aber durch eine weit geistvollere Broschüre von Lagarde über Staat, Religion und Kirche, so daß ich im Sinne habe, auf den darin enthaltenen Antrag einer Ausscheidung der konfessionellen theologischen Fakultäten aus ihrem bisherigen Universitätsverband in Form eines Sendschreibens an den Verfasser zu antworten. Da es jedoch dabei, obwohl ich als Verteidiger der theologischen Fakultäten aufzutreten gedenke, nicht ohne einiges Haarsträubende ablaufen wird, so sieht freilich, was für mich etwa dabei herauskommt, bedenklich genug aus, indessen darauf soll es mir nicht ankommen. Das Schlimme ist nur, daß ich durchaus nur die Osterferien dazu habe, da ich im nächsten Sommer die Kirchengeschichte, die ich zurzeit zum ersten Male lese, fortsetze

Anfrage der
„Christlichkeit“

Basel, 1. September 1873

Heute werden Dir wohl Niezschs unzeitgemäße Betrachtungen zugekommen sein. In seinem Namen schicke ich ihnen die Meldung

Nietzsche
augenkrank

nach, daß er ihnen gern ein paar Worte an Dich zur Begleitung mitgegeben hätte, wenn ihm nicht noch alles Schreiben verboten wäre. Seit drei Monaten laboriert er an einem Augenübel, welches sehr bedenklich anfang und strenge Maßregeln des Arztes hervorrief, jetzt indessen das Schlimmste nicht mehr befürchten läßt. Das zum Unterricht in der Schule Unentbehrliche zu lesen ist sogar wieder gestattet. Das Dir zugesandte Buch beruht auf Aufzeichnungen, die noch gerade vor Torschuß gemacht werden konnten. In seiner jetzigen Fassung mußte es einem Freunde Nietzsches, Referendar von Gersdorff, diktiert werden, der sich gerade hier aufhielt, und, da er hier nichts zu tun hat, als die heißen Monate der im vorigen Winter begonnenen und im nächsten fortzusetzenden Reise nach Italien unterzubringen, auch vollständig Herr seiner Zeit war. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie sehr ich mich freue, eine allgemeine von Tag zu Tag fast steigende und unsere Universitäten vorzüglich drückende deutsche Not mit so feuriger und ernster Beredsamkeit ausgesprochen zu wissen, und will auch manches Überscharfe gern in den Kauf nehmen, das ich wohl hier und da schon habe tadeln hören. Ich bin begierig, was Du sagen wirst. Eine recht unliebsame Verwicklung kommt in die Sache dadurch, daß wie wir kürzlich hörten, Strauß tödlich und auf das Traurigste erkrankt ist. Zur Beruhigung hören wir gleichzeitig aus guter Quelle, daß es außer aller Wahrscheinlichkeit steht, daß ihm überhaupt noch etwas Gedrucktes vor die Augen komme. Er ist ja auch im Grunde als Person gar nicht gemeint, und kommt nichts darauf an, daß er selbst das Buch lese. Ich wünschte es unter allen Umständen nicht. Mir ist H. entgangen, dem ich es gegönnt hätte mein Buch zu lesen. Solches Volk fühlt sich wohl durch dergleichen etwas unangenehm gekitzelt, aber erträgt es mit großer Gelassenheit. So bleibt mir wenigstens die Freude, vor Torschuß über den schlechten Kerl die Wahrheit gesagt zu haben. Natürlich sehe ich der durch Dr. B. angekündigten ausführlichen Mitteilung Deiner Meinung mit größter Spannung entgegen. Ich habe noch wenig darüber gehört. Besonders angenehm war mir ein sehr lebenswürdiger Brief von Lagarde, auf welchen ich natürlich gespannt war. Doch sehe ich schon, viel Anstoß erregen meine Schlußvorschläge, wie ich dies nicht anders erwartet habe. Allein noch hat mir niemand, der mir seine Abneigung dagegen aussprach, etwas Gescheites über die Lösung der Aufgabe gesagt, die Qualität der

Die Krankheit
von D. F. Strauß

Bildung des Theologen nicht leiden zu lassen unter seiner praktischen Bestimmung, worauf es mir vor allem ankommt. Wenn aber Bildung sein soll, dann natürlich die beste, die zu haben ist. Oder sollen wir uns etwa zur Theologie Leute mit einer ganz besonderen Gehirnorganisation wünschen? An solchen fehlt es uns ja leider bisher nicht. Von den ziemlich zahlreichen auswärtigen Theologen, denen ich ein Exemplar zuschickte, hat mir mit alleiniger Ausnahme des alles verdauenden Salvaders Brockhaus, noch kein einziger etwas zu hören gegeben, und ich habe schon darauf verzichtet. Die hiesigen, die freilich die grobe Tatsache meiner Gegenwart drängt, sind wenigstens nicht sprachlos geworden, und haben es zum Teil sogar sehr freundlich teilweise, und verständiger, als ich hoffte, aufgenommen. —

Basel, 23. Oktober 1873

. . . . Was mir aber noch heute diese Zeilen abdringt, ist, daß ich es nur gestehe, Besorgnis, ernstliche Besorgnis um Deine Meinung über meine Streitschrift und die Nietzsche's. Über jene habe ich noch immer Dein Schlußurteil nicht, über diese, die ich Dir im Auftrage des Verfassers übersandte, hast Du noch gar nichts verlauten lassen. Um unserer Freundschaft willen habe ich aber niemanden unter denen, welchen ich meine Schrift zugesandt, um deren Meinung es mir so zu tun wäre, wie um die Deine, und auch mit den Anschauungen des Nietzsche'schen Buches fühle ich mich, wie ich Dir sagte, solidarisch. Dein Schweigen weiß ich mir aber nicht zurecht zu legen. Denke ich mir auch etwa, es sage Dir unsere trübe Anschauung von den deutschen Dingen nicht zu, so müßte ich doch gar zu ernstliche Verstimmung voraussetzen, um damit Dein Schweigen zu erklären, und Du begreifst, daß sich in mir alles bäumt, ehe ich mich zu solcher Erklärung entschließe. Wie viele der schönsten Lebenserinnerungen würden mir mit einem Schlage zu schmerzlichen verwandelt, wenn Du hier nichts von mir wissen wolltest! Insbesondere sehe ich, so wie ich Dich und Nietzsche kenne, von letzterem auch seine Meinung über Dich, keinen Grund ein, der Euch feindselig trennte, sobald Ihr Euch nur als Menschen ansähet. Denn davon bin ich doch wieder überzeugt, daß Du über Nietzsche's Betrachtungen gar nicht so denkst, wie neulich ein ebenso stumpfsinniger als perfider Artikel der „Grenzboten“. Denn das wage ich, ungeachtet der eigentümlichen Lage, in welcher ich das Buch als Freund des Verfassers und über ihn

Der Grenzboten-
artikel

also vollständig unterrichtet, gelesen habe, ganz allgemein zu behaupten: Man muß ja ein fühlloses Vieh sein, um aus einem Buch wie den „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ nicht die tiefste, ernsteste, ursprünglichste Teilnahme an deutschem Wesen und deutscher Größe, und vielmehr Hohn über diese Dinge herauszuhören. Gerade aus diesem Grenzbotenartikel, den Du freilich vielleicht noch nicht kennst, weht dem Leser in der drückendsten Weise die Stickluft entgegen, welche, wenn wir Deutschen nicht alle Kräfte und Aufmerksamkeit anspannen, mit rasender Schnelligkeit sich aus den nivellierenden Tendenzen unserer gegenwärtigen Scheinbildung zu entwickeln droht. Im Grunde ist, so weit man sich umsieht, bei uns in Deutschland ein einziges Ding recht imstande und unserer würdig, die Armee, sonst überall unzweifelhafter Verfall. Allein von diesen Dingen selbst will ich heute nicht reden, sondern Dir nur sagen, wovon Dir auch ohne Zweifel diese Zeilen ein Zeugnis sein werden, daß ich um Dich sehr unruhig bin, und Dich bitte, mich, wenn auch mit wenigen Worten, wie sie Dir vielleicht Deine Zeit allein erlaubt, wieder zu beruhigen. — Über die in zwischen gemachten Erfahrungen will ich Dir nur mitteilen, daß der Artikel des „Volksfreund“ noch immer die einzige öffentliche Äußerung über mein Buch ist, und Clemens Brockhaus noch immer der einzige Theologe in Deutschland, der mir privatim seine Meinung gesagt. Doch dies kann ich mir wohl erklären, denn ich weiß wohl, was ich unternommen habe, und ob alle Theologen der Welt schweigen oder reden, beides gilt mir gleich und wird mich nicht irre machen. Auf einem andern Blatte steht Dein Schweigen und Dein Reden, und eben dies wollte Dir heute in alter und herzlicher Freundschaft schreiben

Dein

Overbeck.

Basel, 14. November 1873

Mein lieber Treitschke!

Allerdings habe ich keine Zeit zu langen Briefen, Du noch weniger dazu, sie zu lesen. Doch drängt es mich seit Deinem letzten Brief unwiderstehlich zu einer Antwort. Mit Dir habe ich unvergeßliche Jahre wie mit keinem andern Menschen geteilt, Du bist mein erster wahrer Freund gewesen, hast als der ältere, erfahrenere und so viel herzhafter angelegte mir zuerst einige Zuversicht zu mir selbst gegeben, und Dir werde ich von allem was ich

bin, denke und tue immer ein Stück verdanken. Entschuldige damit die Unruhe, in die mich Dein Schweigen versetzte, und heute, daß ich noch nicht zufrieden bin und noch weiter nach Verständigung Verlangen, heftiges Verlangen trage. Es handelt sich dabei, ich denke, Du wirst es selbst unfehlbar merken, nicht um Rechthaberei. Hätte ich die Macht, andern zu geben, was ich ihnen wünsche, so wären es nicht meine Meinungen, die ich ihnen gäbe, sondern die Läßlichkeit, mit welcher ich jede andere ertrage. Mich treibt wirklich nur der Drang der Freundschaft, daß ich das meine tue, damit wir uns über jede Meinung hinaus nach wie vor von Herzen verstehen. Übrigens, da ich vor allem mich Dir etwas deutlicher machen will, drängt mein Brief heute durchaus nicht auf rasche Antwort. Lies ihn also wann und in welchen Dosen es Dir paßt. Denn lang wird er, ob er gleich nur wenig von dem sagen wird, was ich alles auf dem Herzen habe. — Es ist mir heute, wie Du Dir schon denken wirst, weit weniger darum zu tun, Dir die anstößigen Punkte in meiner Schrift plausibel zumachen. Scheint Dir der Schluß unverhältnismäßig dürftig, so habe ich selbst angelegentlich den Schein eines theologischen Quacksalters von mir abgelehnt und mit Worten nicht mehr zu erreichen gesucht, als in solchen Dingen damit zu erreichen ist. Übrigens halte ich die von mir verlangte Unterscheidung für eine strenge Konsequenz meiner von Dir zugegebenen Prämissen. Auch der Wahrheitstrieb verlangt Bändigung, Erziehung und Formung; mit ihm, ebenso wie mit jedem anderen, verträgt sich kein menschliches Dasein, wenn er schrankenlos waltet. Ihr Politiker bezweifelt dies am wenigsten. Dennoch war es gerade die „Übereinstimmung mit sich selbst“, die ich dem Theologen wahren wenigstens wollte. Allein genug davon für jetzt und auch nichts weiter über unsere Differenz in bezug auf die „Entwicklungsfähigkeit“ des Christentums, ob ich gleich fürchten muß, daß Du Dich mit Deiner Anschauung als Historiker in einen Abgrund von Irrtümern stürzest — über den Schmerzensfreund Nietzsche und was in Deinem Briefe drum und dran hängt, will und muß ich heute vor allem mit Dir reden.

Eines schickt sich nicht für alle! und es kann ja wohl sein, daß ich selbst nicht so schreiben könnte wie Nietzsche, ich meine den Ton natürlich, nicht den Stil, der nicht in Rede steht. Aber daß damit die Gesinnung, die seinem Tone zugrunde liegt, etwas zu tun hat, glaube ich nicht; ich weiß dagegen, daß meine Talente diesen Ton bei mir ganz naturgemäß herabstimmen. Du meinst

Belanglosigkeit
seiner eigenen
Schrift

Der „Schmerzens-
freund“ Nietzsche

auch, ich könnte nie Schopenhauerianer werden. Ich kann Dir nur sagen, daß mir dazu nur zweierlei fehlt: gründliche Kenntnis der Schriften des Philosophen und der Beruf, mit meiner Person Schule dafür zu bilden. Auch weiß ich wohl: Du bist ein Gläubiger des Optimismus, aber nicht sein Apologet. Als der letztere wärst Du mein Freund nicht, Deinen Glauben tastete ich nicht an, auch wenn Du mein Freund nicht wärst und ich sonst dazu Neigung hätte. Optimismus und Pessimismus sind so alt wie die Menschenwelt, ihr Streit ist nicht jünger — worin ich meinerseits schon ein Argument für den Pessimismus sehe, — beide sind gleicher Nachsichtigkeit fähig, beide haben sich immer fruchtbar erwiesen, und ich wenigstens bekenne mich zur Meinung der größeren Fruchtbarkeit des Pessimismus. Aber um den Streit beider zu entscheiden, fehlen menschlicher Erkenntnis alle Mittel, und so wird es denn im Handumdrehen zum Pfaffenanzug. Überdies genügte ja die laute Art, wie er augenblicklich geführt wird, um einem alle sonst etwa bestehende Lust daran zu nehmen. Also darüber streite ich nicht, und auch nicht gewinnen will ich Dich für Schopenhauer, er bleibe Dir meinetwegen selbst antipathisch — wenn ich Deinen Urteilen über ihn mich widersetze, so geschieht es nur in der warmen Überzeugung, daß Du Dich damit einem ungeheuren Stück Menschenleben verschließt, daß Du im Drange einer nach anderen Seiten gerichteten, wahrhaft riesigen Tätigkeit dieser Sache nur wenig beschauliches Nachdenken hast widmen können und andernfalls auch als Gegner doch ganz anders reden würdest. Mein eigenes Urteil über Schopenhauer hat ja seit meiner ersten flüchtigen Berührung mit seinen Schriften, welche vor dreizehn Jahren stattfand, genug geschwankt. Ich weiß wohl, daß es hier sehr häßliche Dinge zu überwinden gibt, — ich meine an der Person Schopenhauers — und stehe nicht an, Dir hierin viel, sehr viel zuzugeben. Nur wenn Du den Mann „durchaus klein“ findest, kann ich Dir nur widersprechen und sagen: ich finde ihn durchaus groß. Er ist ein großer Mensch, groß in seinen Tugenden und Gaben, groß in seinen Fehlern, und daß er in beiden so deutlich vor uns steht, das danken wir der Tugend, die er vor allem und wie kaum einer besaß, seiner Wahrhaftigkeit. Dank dieser ist er unserer Gattung wie wenige gegeben, daß sie sich daran kennen lerne, nicht nur wie sonst wohl bei großen Männern, daß sich ausnahmsweise Gebilde an ihm wiedererkennen. Schopenhauer ist wirklich vom Holze, aus dem sonst auch wohl Geißeln

der Menschheit geschnitten worden sind. Daß ein Wohltäter derselben aus ihm geworden, setzt einen wunderbaren und erhabenen Adel seiner Begabung voraus. Daß er keinen Sinn für Staat und Geschichte hatte, teilt er nur mit einigen der Größten seiner Kunst, und auch den Staat kann man ja jedenfalls zu ernst nehmen. Daß seine Philosophie in ihren Bekennern nie etwas anderes erzeugt als unfruchtbaren Hochmut und ruchlosen Pessimismus, dagegen habe ich meine unzweifelhafteste Erfahrung. Nicht daß ich daran dachte alle „Schopenhauerianer“ gegen Dich zu vertreten, — außer Schopenhauer selbst sind die „Schopenhauerianer“ die größten Steine des Anstoßes seiner Sache — aber ich kenne Menschen von ungewöhnlicher Herzensgüte und von seltener Kindlichkeit und Treuherzigkeit der Gesinnung, welche sich unbedingt zu Schopenhauer bekennen und sich nicht zu fassen wüßten, wenn sie hörten, daß seine Philosophie „das Göttliche im Menschen ersticke“, oder daß ihr „die ganze Welt der Liebe“ verschlossen sei. Sie wollen, in mir völlig glaubwürdiger Weise, das Gegenteil erfahren haben. Was mich selbst insbesondere betrifft, so habe ich die zwei Grundgedanken meiner Schrift — Verhältnis von Glauben und Wissen, und Wesen des Christentums — nicht aus Schopenhauer, wohl aber, dank seiner Darstellung, die leuchtende Evidenz, die sie für mich haben. — Soviel über diesen Punkt, über welchen vor allem ein Bekenntnis nötig war, den ich aber in meinem Brief, wie alles andere doch nur streifen kann. — Nun zu Nietzsche und meiner Anschauung von den gegenwärtigen Kulturzuständen in Deutschland. Zuvor aber ein Wort über den „Schmollwinkel“, aus dem sie stammen sollen, das ich aber ungesagt ließe, wenn ich nicht wüßte, daß was Du auch gegen mich sagen mögest, es aus getreuem Herzen stammt. Schmollen könnte ich entweder über mein Schicksal überhaupt oder insbesondere über enttäuschende Erfahrungen mit meiner öffentlichen Wirksamkeit. Von letzterem kann nicht die Rede sein. Denn die Erfahrungen sind bis jetzt so günstig als ich sie billigerweise nur wünschen konnte gewesen, in der gegenwärtigen Sache werden die schlimmsten mich nicht überraschen, überdies stehen sie jedenfalls noch bevor. Bleibt also mein sonstiges Los. Wer hat keine Wünsche übrig? und so werde auch ich wohl immer die Unvollkommenheit des Loses empfinden, das mir noch keine Frau beschieden hat und vielleicht auch keine bescheiden wird. Wir sprachen noch neulich mit Nietzsche lange über diesen Punkt, auf jeden Fall liegt er aber

Ein Wohltäter
der Menschheit

Basel als akademischer
Schmollwinkel

Wir wollen uns,
aber nichts
für uns

doch gar zu sehr ab vom Gebiet unserer Unzufriedenheit, um heute viel darüber zu sagen. Welches überhaupt meine persönlichen Wünsche sein mögen, davon kann ich Dich auf das Ehrlichste versichern, daß es mir bisher leidlich gelungen ist, diese und meine Ansichten über den Lauf der Dinge auseinanderzuhalten. Da ich gar keinen Ehrgeiz habe, mag es mir auch leichter werden als anderen. Der Ort hier könnte mir heimischer sein — wie wohl auch er seine sehr schätzenswerten Eigentümlichkeiten hat — zurückgesetzt fühle ich mich jedenfalls in meiner hiesigen Professur nicht im geringsten; der Gedanke, es nie zu einer andern zu bringen, hat für mich gar keinen Schrecken. Auch in die Bescheidenheit meiner Subsistenzmittel füge ich mich gern; was daran zur Behaglichkeit und meiner Stellung überhaupt zum Glanze fehlt, werde ich immer für den wohlfeilen Preis meiner Freiheit halten, und darüber, daß es mir vorenthalten wird, niemandem grollen, in der Überzeugung, daß ich hierzu selbst ebenso viel tue, als der üble Wille anderer. Auch Nietzsche, glaube mir, „schmolzt“ nicht, sonst verstünden wir uns gewiß nicht. Wir wollen uns, das ist nun leider unvermeidlich in dieser Welt, aber nichts für uns mit dem was wir glauben und bekennen. Sähest Du uns zusammen mit unserem hiesigen Freunde, dem Philosophen Romundt, Du wiesest solchen Gedanken selbst ab, und wir kämen Dir eher wie zwei muntere Seifensieder vor. Wohl wird manchmal Trübsal geblasen, wie Du Dir denken kannst; aber gar manches Mal herzlich gelacht, und es ist wahrlich nicht Selbstzufriedenheit, die uns beglückt, gesetzt es wäre solche Beglückung überhaupt möglich. Wir sind beide zu jung, um Beschauer unseres Nabels zu werden, es fällt uns nicht ein, es zu verschmähen, an deutscher Arbeit teilzunehmen, namentlich nicht an der des „deutschen Idealismus“, wenn wir auch über diese „Teilnahme“ nach Art und Quantität, uns, wie jedermann erlaubt ist, die Entscheidung selbst vorbehalten; das fördern wollen, was uns heutzutage als der Förderung bedürftig erscheint, und ich zum Beispiel nicht gesonnen bin mich der Eilfertigkeit zu überlassen, die ich für ein Hauptlaster der heutigen Produktion in der Literatur halte, obwohl es selbst mir, dem langsamen Arbeiter nicht schwer fiele, wenn ich auf das Resultat nicht näher zu sähe, als, wie ich allerdings meine, heutzutage selbst unter Gelehrten der Brauch ist. Doch ich sprach von Schmollen: Ich meine Du kannst es im ganzen glauben, daraus stammt meine und Nietzsches Unzufriedenheit nicht. Doch welches

auch ihre Quelle sei, sie könnte ja immer übertrieben sein, und damit komme ich zur Hauptsache. Wie gesagt, ich will mit Dir nicht streiten: Laß meine von Dir bestrittene Meinung über unsere jetzige deutsche Kultur übertrieben sein, wiewohl ich zu jeder Deiner Einwendungen meine Glosse zu machen hätte. Sehe ich die Dinge zu schwarz, so siehst Du sie gewiß zu rosig an. Davon ein Zeugnis nur Deine Berufung auf die Beschlüsse der Lehrer in Berlin über die Unentbehrlichkeit der klassischen Bildung. Ich gestehe, ich hätte lieber, sie hätten ihre Entbehrlichkeit beschlossen. Solcher Beschluß hätte mehr das Präjudiz eigenen Nachdenkens und Fühlens für sich, der jetzige hat so viel Wert, wie wenn jährlich einige Konsistorialräte und Pastoren in Eisenach zusammen kommen und in der Kirche alles in Ordnung finden. Allein fort mit dem Streit: ich meine, wenn ich auch nun so dächte wie Du über die Zustände, so schienen mir die stärksten Mittel nur gerade stark genug, um ihnen abzuhelpen. Welche andern als die Stärksten können der Flut der Barbarei, und zwar der einzig schlimmen, die es gibt, der geleckten, Einhalt tun, die uns bedroht? Wer ist im Grunde zufrieden mit unserer heutigen Bildung in Deutschland! Jeder Biedermann läßt gelegentlich eine sanfte Klage darüber ertönen, selbst Freytag, das Urbild dessen, was ich einen Apologeten des Optimismus nenne. Daß mit solchen Klagen nichts erreicht ist, weißt Du ja mindestens so gut als ich. Es muß, wenn überhaupt, dann stark, meinerwegen zu stark geredet werden, und jeder, dem es ernst um diese Sache bei uns ist, muß sich über einen Mann wie Nietzsche freuen, der hier auch das Starke mit gutem Gewissen sagen kann. Oder wirfst Du ihm vor, nur geredet zu haben? Du beruffst Dich auf Dich selbst, ich auch, nur gegen Dich. Soll denn Nietzsche nicht auch sofort seinen Anklagen eine positive Gabe hinzugefügt haben? Was hast denn Du seinerzeit mehr getan, als Du den deutschen Partikularismus bekämpfst? So darf ich fragen, denn Du hast, meine ich, alles getan, was sich mit der Feder tun läßt; aber ist denn Nietzsches Schrift nur voll von leeren Klagen, weist sie nicht auf das Eindringlichste auf die Wege, die sie eingeschlagen sehen möchte, predigt sie nicht durch ihre ganze Form mit dem Beispiel? Steht einmal die ganze Reihe von „Betrachtungen“, die Nietzsche im Sinne hat, und zu deren Ausführung ich ihm nur die Gesundheit zu wünschen habe, da, so wird, ich bin es überzeugt, das öffentliche Urteil dies nicht verkennen. Auch meinst Du, Nietzsche verfehle den Ton, er

Die Unzufriedenheit mit der deutschen Kultur

Das Starke mit gutem Gewissen gesagt

Die Freude an der
frischen Tat

verstimme, Du hättest mit unliebsamen Wahrheiten doch den Leser nach Dir gezogen. Seinerzeit ist dies mit manchen guten sächsischen und anderen Partikularisten ganz gewiß nicht der Fall gewesen, und sächsische Beispiele wüßte ich genug. Auch ist dies die natürliche Wirkung jeder ernstesten und praktischen, die Höhen der Beschaulichkeit verlassenden Beredsamkeit; zieht sie die einen mächtig an, so stößt sie die anderen nicht minder mächtig zurück. Kennst Du niemand, der an Nießsches Schrift Freude gehabt hat, so gibt es doch solche Leute, und vielleicht nicht so gar wenige, nur daß sie, ich glaube es ungeschworen, nicht eben an deutschen Universitäten zu finden sind. Nur werde ich mir nicht einreden lassen, daß — wo man einer Schrift wie der Nießsches gegenüber, welche heiter im besten Sinne des Worts ist und Gaben verrät, die gering zu achten wir in Deutschland augenblicklich weniger als je in der Lage sind, nur Verstimmung empfindet und die Möglichkeit eines im antiken ungebleichten Sinne des Worts liberalen Urteils verliert, — alles in Ordnung ist. Aber Du bist doch ein Mann, der allezeit an der frischen Tat Freude hat, sie menschlich zu beurteilen weiß, und mag Dir dies und jenes daran nicht eben behagen, mit geradem Blick das Bedeutende zu erkennen, sich nicht so leicht hindern läßt. Nießsche ist kein „unfruchtbarer Einsiedler“, glaube es mir, ich weiß es nicht nur durch mich selbst. Keinen besseren Freund kann es geben, das wissen nicht viele natürlich, aber auch nicht ich allein. Namentlich wissen wir, daß er nicht „unfruchtbar“ für andre ist; wer in seine Nähe kommt, fühlt sich, wie in der jedes guten und bedeutenden Menschen, gesteigert, und von dem, was seine nächsten Freunde an ihm haben, kann einen Teil, ob auch unter größeren Schwierigkeiten, jeder herzlich fühlende Mann aus seinen Schriften haben. Ich rede als Freund überschwenglich vielleicht, aber ich bin überzeugt, doch nicht irre. Daß Du Dich nicht auch da freust, wo ich mich freue, das ist, was ich als Dein Freund schwer ertragen kann. Wohl erwartete ich, wie ich Dir schrieb, daß Du an mancherlei Anstoß nehmen könntest, aber daß Du Dich mit Nießsches Schrift so gar nicht zu befreunden vermagst, das ist mir, offen gesagt, eine schmerzliche Überraschung. Ich weiß es mir nicht anders zu erklären, als daß Du zunächst Dich nicht in Gedankengänge zu finden weißt, welche Dir in den letzten Jahren zumal immer ferner getreten sein mögen, und Dich gleichzeitig ausschließlich in einer Umgebung befunden hast, der sie fremd sind. Euerer Entzweiung ist mir manchmal wie ein bäng-

liches Symbol. Das ist ja überhaupt ein Unglück in unserer deutschen Geschichte, daß unsere politischen und unsere Kulturbewegungen so vielfach auseinander gegangen sind und ihre Kräfte sich in unseligem Zwiespalt zerrieben haben. Kein Mensch kann gründlicher überzeugt sein als Nietzsche, daß hier nur Eintracht uns Deutschen zum Heil ausschlagen kann. Das kann ich Dir namentlich nicht zugeben, daß es eine so schreiende Ungerechtigkeit sein soll, jetzt nach solchen Umwälzungen vom deutschen Volk „Stil“, das Wort im weitesten Sinne verstanden, zu verlangen. Daß der letzte Krieg, soweit er nicht geradezu korrumpierend gewirkt hat, so ganz einseitig unserem politischen Leben und unserer Zivilisation zu gut gekommen ist, daß er sich für unsere Kultur, die aus unseren edleren Trieben stammenden Lebensformen, so unfruchtbar zeigt, ist eine der allerbedenklichsten Tatsachen unserer gegenwärtigen Geschichte. Kriege gehören zu den am unmittelbarsten fließenden Quellen des Segens oder des Verderbens, auf welche ein Volk auf seinen Wegen stoßen kann. Eine gewisse Blüte des Staatslebens rein als solche darf nicht überschätzt werden, und hier möchten wir ja immerhin ernstlich auseinandergehen. Dennoch wollen wir doch zu viel gemeinsam, um uns darüber zu entzweien, und Nietzsche und Du seid Leute, die bei aller Grundverschiedenheit, meiner Überzeugung nach, zusammengehören, so weit dies Euer Altersunterschied gestattet. Ich habe überhaupt Hoffnungen, und so auch die Hoffnung, daß Ihr Euch noch besser verständigt. Für Nietzsches sonstige Anerkennung habe ich namentlich keine Sorge. Es scheint mein Los zu sein, meine besten Freunde durch böse Zeiten durchzuschleppen, — verzeih den unverschämten aktiven Ausdruck, ich habe nicht Zeit noch Raum passende Ausdrücke zu wählen — was mir mit dem einen sehr erfreulich gelungen, wird mir vielleicht auch mit dem andern beschieden, — vielleicht, sage ich, mit Bezug auf meine Lebenszeit; daß bessere Zeiten kommen, ist mir nicht zweifelhaft. — Nun habe ich wenigstens das Allergrößte vom Herzen geschüttet, ein Ende muß doch dieser Brief haben. Ich habe den Deinen nicht mißverstanden, ich traue darauf, daß Du auch den meinen verstehst. Nietzsche habe ich natürlich Deinen Brief nicht gezeigt, und ihm nur das Allerallgemeinste Deiner Meinung mitgeteilt, welches freilich leider Abneigung sein mußte. Er läßt Dich dennoch bestens grüßen und meint, im Reiche der Gedanken sei für mancherlei Platz. — Beiläufig teile ich Dir mit, daß neulich

Vom deutschen
Volke Stil ver-
langen

Nietzsche der „an-
dere“ Freund

Schenkel über mich hergefallen ist. Es klang nicht wie Musik, wie Du Dir denken kannst, vielmehr wie ein Kater, dem man auf die Pfoten getreten hat. — Mit Dir sehe ich Deine Übersiedelung nach Berlin für ein großes Opfer an, um so mehr werden Dich meine herzlichsten Wünsche begleiten, namentlich auch Deine Frau und Kinder, deren Opfer am größten ist. Wenn Du mir nicht böse bist, grüße herzlich Deine Frau, aber ich glaube nicht, daß Du es mir bist. Ich jedenfalls bin und bleibe

Dein alter Freund Overbeck.

Basel, 1. November 1873

Mein lieber Treitschke!

Als wir neulich nach gar zu kurzem Zusammensein auseinander gingen, versprach ich Dir bald zu schreiben. In dieser Woche geht unser neues Semester an, ich mag nicht auch noch mit diesem Brief auf dem Herzen hineingehen, wenn ich auch hoffe, daß ihm in nicht gar zu langer Frist ein zweiter nachfolge. Wie anders war es vor freilich nun auch mehr als zehn Jahren, da wir in viel ruhigerer Zeit ungefähr täglich in Stunden, die mir immer zu den liebsten Lebenserinnerungen gehören werden, über alles Schöne und Gute uns verständigten und ich als dankbarer Schüler von Dir mir als Mitgabe fürs Leben das Interesse an staatlichen Dingen eingeben ließ, was ich, im Grunde recht unpolitisches Wesen in mich nur aufzunehmen vermochte. Merkte ich doch schon damals meinen Defekt in dieser Beziehung vor allem daran, wie gleichgültig und erkältend mir die politischen Wahrheiten des Tages waren aus jedem andern Munde als dem Deinen. Jetzt sind die Zeiten viel stürmischer; politische Gesinnung, ja Parteilichkeit soll angeblich mehr als je „Mannespflicht“ sein, in solchen Zeiten pflegt, wer überhaupt nicht recht mit kann, vollends und schließlich gern zurückzubleiben, und da bin ich Deinem lebendigen Worte so gut wie ganz entrückt, und gerate am Ende bei Dir selbst, wie bei manchen andern Leuten jedenfalls, in eine Art von Vergessenheit, wenn ich nicht das meine tue, um über alle Berge wieder so gut mit Dir zu reden und Dich zu hören wie vormals. Es mag lächerlich sein, es mit einem Briefe zu wollen: einer braucht es ja jedenfalls nicht zu sein, viele freilich oder doch gar zu viele dürfen es auch nicht sein, da ich wohl weiß, daß ab und zu ein mäßig langer Brief das einzige ist, was Dir mit Arbeit so überhäuftem Manne selbst ein guter Freund zumuten darf.

Wechsel
der freundschaft-
lichen Interessen

Was die Moralität der Briefe in dieser Beziehung zu wünschen gelassen haben mag, welche Du, lieber Freund, in weit auseinanderliegenden Terminen freilich, in den letzten Jahren von mir erhalten hast, wirst Du mir wohl eher verziehen haben, als die Bekenntnisse einer auch Dir ungerechtfertigt erscheinenden Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen in Deutschland, mindestens mit gewissen Seiten derselben, wiewohl es mir offen gestanden, äußerst schwer fällt anzunehmen; auch nach den in den letzten zwei bis drei Jahren gemachten Erfahrungen verhieltest Du Dich immer gleich unbedingt ablehnend gegen alle radikalen Bedenken gegen den Lauf der Dinge im neuen deutschen Reich. Wenn ich sie aussprach, so brauchte ich mich bei Dir, wie Du mir überdies gelegentlich noch besonders zusichertest, nicht des Verdachts der „Reichsfeindlichkeit“ oder undeutschen Gesinnung zu erwehren. Selbst wenn ich öffentlich redete, würde ich schwerlich in ein Zetern geraten, das irgendwie wie ein „finis Germaniae“ klänge. Ich vermesse mich gar nicht zu urteilen, wie tief das reicht, was ich allerdings wie eine Verderbnis des deutschen Wesens in den gegenwärtigen Verhältnissen empfinde, und getröste mich selbst mit großer Kaltblütigkeit einer, wenn ich sie auch selbst nicht mehr erlebe, gar nicht sehr fernen Zukunft, wo man in Deutschland über die meisten heute hochgepriesenen und vielbewunderten Dinge sehr viel anders denken wird. Ich sehe Dich selbst im Pufendorf einer neuen Philosophie, anderwärts der Religion rufen und von der letzteren selbst etwas bekennen. Leid tut mir sehr, bei Dir solchen Ruf zu finden, wenn mir doch die Zuversicht eine Art Trost ist, daß jede Hoffnung derart völlig vergeblich ist ohne gänzliche Umkehr der öffentlichen Denkart. Diese Trauben hängen doch zu hoch, um nebenbei dem heutigen Reiche erreichbar zu sein. Was Religion betrifft, so habe ich keine Hoffnung und weiß nichts zu sagen, aber in bezug auf Philosophie weiß ich gewiß, daß Locke uns diese Göttin nicht enthüllt, wie dies ein Schriftsteller der Jahrbücher neuerdings zu meinen scheint, der sich aber sofort durch den Ausgangspunkt seiner Auseinandersetzungen als ein wirklicher oder verkappter Theologe verrät. Die Religion aber bringt mich auf Dein Bekenntnis, über welches ich Dir nach einer Andeutung in einem neulichen Briefe Klarheit noch schuldig bin. Du erklärst, es nicht begreifen zu können, was mich daran befremdet. Vor allem, daß Du es Dir hast von Schmoller abfordern lassen und daß Du es so abgeben

Reichsfeindlichkeit

Treitsches Religionsbekenntnis

mochtest. Du lehntst ausdrücklich jeden Kirchenglauben ab, aber was soll ein anderer und zumal ein Gegner mit etwas, was eben, weil es kein Kirchenglaube, nichts allgemein Anerkanntes noch überhaupt Erkennbares ist, nur für den, der es zu haben meint, oder wie die heutige Schulsprache sagt, nur subjektive Bedeutung hat. Das ist bei Deinem Bekenntnis, das seinem Wortlaut nach, auf Zugehörigkeit zu keiner bekannten Religion Anspruch machen kann, um so evidenter der Fall, als es in Deinen Aufsätzen, wenn ich so sagen soll, so vollständig überhängt, als diese Aufsätze sonst durchaus auf Ideen beruhen, die aller Religion, mindestens der christlichen, so vollständig entfremdet sind und die Du selbst nicht als Früchte, die diesem Boden entwachsen wären, wirst ansehen wollen. Man sollte freilich meinen, daß heute, wo wir einen „Kulturkampf“ gegen die Kirche führen sollen, jedermann nichts leichter vom Herzen ginge als ein Religionsbekenntnis für oder gegen. Aber daß solche Erwartung weit fehlen würde, wirst Du mir wohl selbst zugeben. Ich gestehe allerdings, in der Geschichte kaum einen zweiten Kampf zu kennen, der bei solcher Höhe des Gegenstandes moralisch für die Kämpfer von tieferer Unfruchtbarkeit und Gleichgültigkeit wäre, als unser sogenannter Kulturkampf. Wen befreit er denn? Wirklich die Katholiken? Doch dies der Kürze halber zugestanden: der Eifer, mit welchem wir Protestanten hineinstürzen, hat für mich sogar etwas Empörendes als eine Art Beschimpfung Luthers. Sollte man meinen, daß Luther zu irgend etwas gut gewesen ist und getan hat, was man dreihundert Jahre nach ihm nicht wieder zu tun braucht, wenn sich heute kaum ein deutscher Professor mit einer historischen oder naturhistorischen Arbeit an ein größeres Publikum wendet, ohne sich bemüht zu fühlen, auf die Flüche des Papstes mit ebenso wohlfeilen Protesten gegen seine, heute sogar kaum von jemand ehrlich empfundenen „Sakrilegien“ zu antworten. So tief ist unser Protestantensstolz gesunken! Ich sollte meinen, es wäre für uns wichtiger, daß sich der preußische Staat zumal, und nun der Deutsche ein für allemal, die Lust vergehen ließe, Pfaffenpolitik zu treiben, als was der Papst tut und läßt. Das braucht uns weniger anzugehen, für jenes leisten Falk-Bismarck-Gesetze meiner Ansicht nach nicht einmal Gewähr. Doch wenn sie dies selbst täten: es gibt einen Kampf zwischen Staat und Kirche, und ich fürchte, der unsere ist von dieser unangenehmsten Form, wo jedem, der hineingezogen wird, auch schwül werden darf. Beide,

Kulturkampf und
Protestantenstolz

Staat und Kirche, erscheinen uns dabei nur wie die zwei Mühleräder, zwischen welchen die menschlichen Individuen zerrieben werden, und auf diese kommt es doch allein an. Durch ihre beschränkte Tyrannei ist aber die öffentliche Meinung durchaus auf dem Wege, die Individuen gegen jede höhere, freiere und wirklich menschliche Ansicht von den Dingen, wie sie allein auf Grund der Erfahrungen unseres Geschlechts gegenwärtig heißen kann, zu versperren und dadurch verdorren zu lassen. Dabei habe ich oft auch noch eine bedenkliche Vorstellung. Steht es wirklich so schlecht mit unserer deutschen Vergangenheit, hat sie wirklich in so kläglich Weise immer wieder unsere politische Unfähigkeit bewiesen, wie nicht am wenigsten Du es uns vorgeführt hast, so darf man wohl zweifeln, ob gerade in der Politik uns die Palme winkt, und ob wir nicht auch wieder mit unserem gegenwärtigen politischen Fieber übel hereingefallen sind. Doch hier mahnt mich der dritte Bogen an die oben selbst anerkannten Schranken, und doch weiß ich selbst noch nicht, ob es selbst bei Dir nicht einer Anrufung Deiner ganzen Freundschaft bedarf, damit Du dieses wenige hingeworfene Zeug nicht für ein ganz haltloses Geschwätz haltest, wofür es nicht zu halten gegenwärtig sehr viele hochgebildete Leute sich nicht verzeihen würden. Daß diese Ansichten nicht von gestern die meinen sind, weist Du, daß sie natürlich hier unverdient einseitig wirken und auch an tausendfältigen täglichen Beobachtungen sich fortspinnen lassen, wirst Du ihnen, denke ich, wie Du mich kennst, anfühlen. Das ist es eben, über solche Dinge schreibt man Bücher, aber keine Briefe. Allein mit dem Bücherschreiben ist es zur Zeit ein eigen Ding. Gehen sie gegen den Strich des Tages, so muß man sich viel zutrauen, wenn man nur meint, gelesen zu werden. Ähnlich ist es natürlich immer gewesen, heute ist es doch gewiß noch mehr als zu mancher andern Zeit der Fall. So nimmt man sich mit dem Bücherschreiben gern Zeit. Aber seine guten alten Freunde will man sich zu aller Zeit erhalten. Das fehlte noch, daß zu allem, was einem sonst der Hader mit den herrschenden Gewalten kostet, auch diese uns noch verloren gingen! Brauche ich Dir zu sagen, wie leid es mir tut, Dich, dem ich so viel Dank schulde, von dessen reichem Wissen und bedeutender politischer Erfahrung ich immer noch, glaube es mir ja, vieles lerne, und der mir ein so verehrter und lieber Freund ist, so unbedingt das Lob dessen verkünden zu hören, was mir vielfach so bedenklich scheint, und wogegen ich Dich viel lieber in mir wohlbekannten Tönen im

Diese Ansichten
sind nicht von ge-
stern die meinen

Ein leidliches
„Katharerlos“

Zorne donnern hörte! Laß Dich nicht ganz von diesem einen Briefe abschrecken, der Dir ja nur zum Teil verständlich sein mag, hoffe auf spätere zur weiteren Verständigung, und schreibe mir bald etwas auf den heutigen. Von mir selbst melde ich Dir nur, daß ich mit ganz guter Gesundheit übermorgen in das Wintersemester eintrete, hoffe auch, daß bei Dir alles wohlauflieft. Grüße aufs beste Deine Frau von mir. Du hast wirklich den Teufel an die Wand gemalt, wenn Du mich bei ihr als einen so argen Ketzer angeschrieben hast. Ich komme mir gegenwärtig bisweilen wirklich wie ein Katharer vor. Wenige neue Freunde zu haben und zu gewinnen, die dies mit mir sind, wenige alte auch unter den Katholiken nicht zu verlieren: gelingt mir dieses, so habe ich immer noch ein leidliches Katharerlos gezogen. Manche dieser Leute wurden früher bald mit Freunden, bald auch allein verbrannt. Wenn ich Dir gestehe, daß ich dieses Los nicht fürchte, wirst Du sehen, daß meine Schwarzseherei sich nicht ins Ungemessene verliert und wirst mir diese kleine mittelalterliche Schlußphantasie auch noch verzeihen.

Mit tausend freundschaftlichen Grüßen
Dein

Overbeck.



Nietzsche über
Overbeck
an Rohde

anz ins allgemeine ist also festzustellen: Nietzsche hatte in Overbecks Herzen die Stelle eingenommen, die früher Treitschke besaß. Voraussetzung dazu war natürlich die Wechselseitigkeit dieser Freundschaft. Auch Nietzsche hielt große Stücke von Overbeck. Wie Overbeck an Treitschke, so hat Nietzsche an seinen damals besten Freund, Erwin Rohde, seinen neuen Lebensgefährten mit einer sehr warmen Empfehlung vorgestellt. Er schreibt Rohde im Frühjahr 1873: „Overbeck ist der ernsteste, freimütigste und persönlich lebenswürdig-einfachste Mensch und Forscher, den man sich zum Freunde wünschen kann, dabei von jenem Radikalismus, ohne den ich nun schon gar nicht mehr mit jemandem umgehen kann. In den Osterferien wird er ein Dokument dieses Radikalismus, ein öffentliches Sendschreiben an Paul de Lagarde machen. Was im Verlauf eines Jahres von uns zusammen an wichtigen und eingreifenden Dingen besprochen wird, ist der Masse nach sehr groß, und ich empfinde fortwährend dabei, was man entbehrt, wenn man Dich entbehrt. Unser Leben soll noch lange genug sich hinspinnen, um zu sorgen,

daß vieles Gewollte zur Tat wird; aber für uns beide ist es irgendwann einmal *necessitas*, zusammenzuleben, eben dieser „Taten“ halber.“ — (4. Juli 1874) „Wir, Overbeck und ich, sind doch jetzt in einer fast unheimlichen Vereinzelung, und es gibt hier und da Zeichen von furchtsamer Gesinnung gegen uns.“ (7. Oktober 1874) „Ich dachte daran, wie unvergleichlich ich eigentlich durch die letzten sieben Jahre hindurch beschenkt worden bin und wie ich nicht genug empfinden kann, was ich an meinen Freunden habe. Eigentlich lebe ich ja durch Euch, ich gehe vorwärts, indem ich mich auf Euch stütze; denn mit meinem Selbstgefühl steht es schwach und Ihr müßt mir die besten Vorbilder sein, denn sowohl Du als Overbeck, Ihr tragt das Lebenslos würdiger und mit weniger Klagen, obschon Du es in manchen Dingen schlechter und beschwerlicher hast als ich. Und am meisten empfinde ich es, wie Ihr mich weit gerade durch liebevolle Gesinnung übertrefft und an Euch weniger denkt.“ — Charakteristisch für das gewissermaßen dreieckige Verhältnis, in dem für Nietzsches Empfinden die drei umstürzlerisch gesinnten, kühn aufwärts trachtenden Gelehrten zueinander standen, lautet die Briefstelle vom 1. Juni 1874: „Sage einmal, liebster Freund, willst Du nicht auch das Mittelschen gebrauchen, das ich selbst, ebenso Overbeck, gebrauchen? Man rißt sich die Adern und läßt etwas Blut fließen — unzeitgemäß, wie die andern schreien, die den Aderlaß als ein überwundenes und antiquiertes Heilmittel betrachten. Ich meine: willst Du nicht auch einmal Dein und unser Elend etwas ausschütten und sagen, was Du leidest? Es liegt gewiß etwas Befreiendes darin, den Leuten grob zu sagen, wie Unsereiner sich eigentlich unter ihnen befindet. Beseitigen wir den Bandwurm der Melancholie schriftlich — indem wir die andern zwingen, unsere Schriften zu verschlucken.“ Was Overbeck für Nietzsche war und wie hoch er von ihm dachte, geht aber am deutlichsten hervor aus der brieflichen Schilderung (6. April 1873, Briefe III, 446), mit der Nietzsche den Freund Fräulein von Meysenbug bekannt macht: „Alles wartet jetzt auf den handelnden Menschen, der jahrtausendalte Gewohnheiten von sich und andern abstreift und es besser vormacht, zum Nachmachen. In meinem Hause entsteht eben etwas voraussichtlich sehr Rühmliches, eine Charakteristik unsrer heutigen Theologie, hinsichtlich ihrer „Christlichkeit“: mein Freund und Gesinnungsbruder Prof. Overbeck, der freieste Theolog, der jetzt nach meinem Wissen lebt und jedenfalls einer der größten Kenner der Kirchengeschichte, arbeitet an dieser Charakteristik und wird, nach

allem, was ich weiß und worin wir einmütig sind, einige erschreckende Wahrheiten bekannt machen. Allmählich dürfte Basel ein bedenkenerregender Ort werden. —"

Overbeck und
Richard Wagner

Die natürliche Folge dieser herzlichen Zuneigung zwischen Nietzsche und Overbeck war die: Nietzsches Freunde wurden Overbecks Freunde. Auch hierin wurde der durch die Freundschaft mit Treitschke einst geschaffene, persönliche Interessenkreis Overbecks vollgültig ersetzt und abgelöst. War Overbeck 10 Jahre früher von Treitschke der Leipziger „Verschwörung“ zugeführt worden, in der eine literarische Berühmtheit wie Gustav Freytag aufzuweisen war, so sah sich Overbeck nun in eine Gruppe von Freunden hineingezogen, die sich jugendlich begeistert um Richard Wagner scharten. Overbeck hätte ältere Beziehungen vom Hause Brockhaus her geltend machen können; aber sein damals ihm noch mangelndes Verständnis für die Wagnersche Kunst hielt ihn zurück, wie er denn auch einer Aufforderung Nietzsches, Wagner auf seiner Durchreise im Hotel zu den Drei Königen seine Aufwartung zu machen, nicht Folge leistete; auch hat er nie, wie etwa der beiden befreundete Kollege Prof. Immermann, Nietzsche nach Tribschen begleitet. Erst als sich Wagners Name mit dem von Bayreuth verband und seine von hohen Träumen erfüllten Jünger, Nietzsche an der Spitze, für ein deutsches Kunstwalhall ihren begeisterten Sammelruf anstimmten, machte Overbeck ihre Sache zu der seinen. Im Sinne eines Verständnisses für Wagners allgemeine Ziele und im Sinne bewundernder Anhängerschaft für Wagners wirkliche Großtaten, besonders „Tristan“ und die „Meistersinger“, ist Overbeck durch Nietzsche zum Wagnerianer geworden. Nun wick er Nietzsches Antrieben, ihn mit dem Hause Wagner in Berührung zu bringen, nicht mehr mit der Begründung aus, er sei für die Wagnersche Musik nicht passioniert genug. In den Neujahrsferien 1873/74 erfolgte Overbecks erster Besuch in Bayreuth, er bekam aber Wagner wenig allein zu sehen und besuchte das im Bau begriffene Theater. Auch im August desselben Jahres waren Wagners sehr belagert; doch wohnte er einer sehr interessanten Szene bei, da nämlich Wagner auf Engagement für den Ring mit der Sängerin Marianne Brandt am Klavier probierte. Im Sommer darauf, 1875, kam es zu einem dritten Besuch mit den reichsten Eindrücken. Er hörte sich Proben an und sah Wagner, der während des Spiels auf der Bühne saß, in seinem Elemente als Regisseur und Inszenierungskünstler. Auch jetzt konnte er sich ganz aus der Nähe ansehen und anhören, einmal

Overbeck
in Bayreuth

als außer ihm und Wagner niemand zugegen war; die hohe und elegante Gesellschaft im Hause, die Empfänge und gesellschaftlichen Veranstaltungen fanden in ihm keinen Unempfänglichen vor. Von da an gehörte Overbeck in seiner Eigenschaft als Mitglied des Patronatsvereins zu den aufrichtigsten Mitkämpfern für Bayreuth.

Als im Herbst 1872 Rohde mit seiner „Asterphilologie“ „in ihrer Großherzigkeit und kühnen Kriegsgenossenschaft“ eine Dioskurenlanze für das Wagnersche Werk brach, las der entzückte Freund, dem er so tapfer zu Hilfe geeilt war, seinen Hausgenossen dieses „Sendschreiben eines Philologen an Richard Wagner“ vor: „Romundt und Overbeck, die einzigen, denen ich bis jetzt sie vorlesen konnte, sind außer sich vor Freude über Dein glücklichstes Gelingen! — Sie werden nicht müde, einzelnes und allgemeines preisend hervorzuheben, sie nennen die Polemik „Lessingisch“ — nun, Du weißt, was gute Deutsche mit diesem Prädikate wollen.“ Richard Wagners Freude an dem Eifer seiner jugendlichen Vorkämpfer bezog sich auch auf Overbeck. Er schreibt Niehsche am 21. September 1872: „Nun kommen Sie gar mit Ihrem „Strauß“, und dazu noch Overbeck mit seiner, der Theologie zu imprimierenden „Christlichkeit“! Nun! auch Herr Overbeck muß einmal selbst kommen, um sein Gedicht zu haben.“ Nach erfolgter Bekanntschaft schreibt er am 27. Februar 1874: „Nur Overbeck hat mich gefreut, weil er noch keine Brille trägt. Grüßen Sie ihn bestens von mir.“ Und Weihnachten 1874: „Übrigens hat mir Dr. Fuchs Freude gemacht: er zitierte eine Stelle von Overbeck, welche ich so vortrefflich fand, daß ich von neuem seiner Schrift mich wieder zugewendet habe.“ — Hatte Richard Wagner somit ein ganz gutes Augenmaß für den Wert Overbecks als Religionskritiker, so entspricht dem, daß Overbeck seinerseits in dieser seiner hervorragendsten Eigenschaft sich über Wagner Gedanken machte und auf die Berührungen Wagners mit Religion und Theologie sein Urteil über ihn abstellte. Entstammen seine Aufzeichnungen über Wagner auch seinem späteren Lebensabend, so fußen sie doch auf den persönlichen Eindrücken der siebziger Jahre. Je mehr Wagners Umkehr zum Christentum und die theologisierenden Neigungen seines Alters für die Gesamtauffassung seiner Persönlichkeit als ausschlaggebend zu erachten sind, desto mehr Gewicht wird auch den kritischen Erwägungen Overbecks über Wagner beizumessen sein.

Richard Wagner
über Overbeck

Wagners
Künstlerschaft



aum je hat ein Künstler emphatischer versichert, nur Künstler zu sein und weiter nichts sein zu wollen, als Wagner. Aber echter ist diese Künstlerschaft auch unter seinesgleichen wohl nur selten zu finden gewesen. Nichts scheint mir beredter für diese Echtheit zu sprechen, als die innere Wahrheit, mit welcher er seinem Verzicht auf jeden Nachruhm Ausdruck zu geben weiß. Sollen seine Kunstwerke um der Unfähigkeit der sie umgebenden Welt willen darauf verzichten, seine künstlerischen Absichten zum deutlichen Ausdruck zu dienen, so will er überhaupt von ihnen nichts haben und legt auf ihr ganzes Dasein kein Gewicht. Siehe die Briefe, die er aus Anlaß der ersten Aufführung seines „Lohengrin“ in Weimar dahin geschrieben hat. Auch machte sich Wagner bei den strengen Anforderungen, die er selbst als der Kritiker seiner Opern an sie stellte, über die ihnen innewohnenden Hindernisse ihres Effekts keine Illusionen, und war z. B. bereit, auch wo er sich geirrt, noch zu berichtigen — so durch die Konzession, die er Liszt als Dirigenten seines „Lohengrin“ macht in Hinsicht auf die Täuschung, der er (Wagner) in bezug auf die wirkliche und unvermeidliche Dauer seiner Oper sich hingegeben hatte.

Wagners Leidenschaft war ohne Zweifel groß und gewaltig, aber wie Nietzsche sehr richtig sagt, bedenklich weit hergeholt. Selbst einem Wagnerschwärmer wie Erwin Rohde steht doch fest, „daß Wagners auf Begründung einer Art von Religion auf Musik gerichtete Bestrebungen aus reiner Illusion hervorgingen, obwohl er selbst seine Meinung auf eine Schopenhauersche Auffassung vom Wesen der Musik stellt. Wagner schreibt einmal an Liszt: „Auch ich glaube an ein Jenseits — liegt es auch über mein Leben hinaus, so liegt aber doch nichts über das hinaus, was ich empfinden, denken, fassen und begreifen kann, denn ich glaube an die Menschen und — bedarf nichts weiter.“ Das ist natürlich noch aus der Feuerbachschen Zeit Wagners, und klang mindestens sehr verschieden, als Wagner ein blinder Schüler Schopenhauers geworden war. Was Wagner als der Theologe seiner eigenen Kunst, als der Vertreter der Ansprüche, die er ihr gern in der Welt sichern möchte, geschrieben und geleistet hat, hat seine Witwe, Frau Cosima Wagner, in einem von ihr aus der zehnbändigen Ausgabe der Werke ihres Gatten ausgezogenen Bande zusammenstellen lassen. Am vollkommensten ist, was Wagner jemals sein religiöses Be-

Wagner als
Theologe seiner
eigenen Kunst

kenntnis in der Tat hat nennen können, in der oben wiedergegebenen Stelle aus dem Briefe an Liszt ausgedrückt. Für die Form, welche das Christentum in Wagners Kopf in seiner Schopenhauer'schen Periode annahm, allwo es sich ihm aus der humanen Feuerbach'schen Religion in einen pessimistischen Buddhismus verwandelte, ist besonders lehrreich der höchst geistreiche und begeisterte Brief an Liszt vom 7. Juni 1855 über Dante, den er diesem schrieb, um ihm den mittelalterlichen Katholizismus zu verleiden. Dieser Brief ist ein vorzüglich lehrreiches Dokument für das Feuer, mit dem Wagner Dichter las, aber auch für die geniale Freiheit, mit der er namentlich mit Religionen umsprang, insbesondere mit dem Christentum umgesprungen ist, bis aus diesem Hegenkessel ihm sein Parsifal hervorgegangen war. Als Frucht einer Beschäftigung mit Dante ist dieser Brief ohne Zweifel einer der interessantesten Dante-Kommentare, welche aus gelehrter und dilettantischer Dantelektüre hervorgegangen sind. Ein verwandtes Interesse hat auch der Brief an Liszt über Calderon . . . An solchen Stellen wird der Briefwechsel zu einem Muster gegenseitiger Mystifikation zweier genialer Künstler. Sie mystifizieren sich über einen nur vermeintlich gemeinschaftlichen Boden ihrer Begeisterung, den sie, wenn es ihn überhaupt gibt, jedenfalls nicht in sich selbst finden. Als Künstler, der er als Genie im Kerne seines Wesens war, hat Wagner mit der Theologie im Grunde nichts zu tun. Hat er sich dennoch etwas damit zu tun gemacht, so jedenfalls nur mit einer Liebhabetheologie, mit einer Theologie, zu der er sich auch die Fundamente selbst geschaffen hat. Läuft das im Grunde auch auf eine Mißhandlung des Christentums hinaus, so ist doch diese Henkerarbeit ebenso interessant als gewissermaßen bewundernswert.

Kaum ein anderes Urteil Nießsches hat den deutschen Bildungsphilister heftiger in Entrüstung versetzt, als das über Luther und die Reformation — Menschliches, Allzumenschliches I, Aphorismus 237 —. Die haben aber auch dieses Mal einen besonders stattlichen Häuptling, der an ihrer Spitze marschiert, Richard Wagner — Bayreuther Blätter 1879, S. 129 f. Und zwar in diesem Falle Ricardo furioso, stesso furioso. Einer der abstoßendsten Charakterzüge Wagners als Kulturapostel seines Volks ist seine zweckvolle Affektation der Deutschthümelei, die kluge Art, wie er diese gelegentlich für seine Zwecke anzuwenden versteht. Das krassste Beispiel liegt in seiner plumpen, antifranzösischen Satire vom Jahre 1870 vor, dem angeblichen Lustspiel: „Eine Kapitulation“; es fehlt auch nicht

Wagners Selbst-
mystifikation

Wagner
als deutscher
Schulmeister

an andern im Grunde nicht weniger sprechenden, z. B. seine Observationen eines nationalistic erregten Pedanten über die deutsche und französische Bibelübersetzung bei 1. Kor. 14, 11. Macht er auch aus der geringen Sympathie für das genus professorum keinen Hehl, so theilte er doch viel mit ihnen. Den Typus eines dionysisch erregten Schulmeisters stellt er überhaupt wunderbar dar. Seine Musik tut es mir am einleuchtendsten kund in ihrem für mich größten Kunstwerk, den „Meistersingern“; er sah aber auch selbst so aus und eroberte sich mit diesem Aussehen besonders mein bewunderndes Staunen, als ich ihn kennen lernte. Wenn man Richard Wagner vor sich sah, hatte man vielfach so stark den Eindruck des Schulmeisters, daß man sich fragte, ob er nicht geworden, was er geworden, nur weil er sich als Namensvetter am Wagner im Faust gemessen. Er war der Schulmeister, der es partout nicht sein wollte! Was anderes jedoch als sein Genie ließ ihm sein Kunststück gelingen?

Nietzsches Freund
de auch diejenigen
Overbecks.



Overbeck erzählt bereits in jenen Jahren, da niemand Grund gehabt hätte, an Nietzsches lückenloser Hingabe an Wagners Werk zu zweifeln, habe sich gelegentlich in ihren Zwiegesprächen eine vereinzelte Stunde eingeschlichen, deren Inhalt in Nietzsches Schriften sich erst zu allerlezt, im „Fall Wagner“ oder in „Nietzsche contra Wagner“ finden ließ. Dennoch hat man es da nur mit einem anachronistischen Voraufleuchten und nicht mit dem leisesten heimlichen Verrat zu tun. Nietzsche und sein Freundeskreis scharte sich um die Fahne von Bayreuth. Es war eine geistprühende, gefährliche Schar junger Feuerköpfe, die richtige Geniebande im Stile des „Sturm und Drang“, des „jungen Deutschland“, der Leipziger „Verschwörung“ — freilich im äußeren Gehaben weniger burschikos, sondern patent und salonmässig, hierin also eher die Vorläufer moderner Ästheteten. Die Biographie und die Briefbände haben uns mit jenen Freundschaften annähernd bekannt gemacht; es erübrigt, aus Overbecks Hinterlassenschaft einiges ergänzend beizubringen.

Zuerst ist Heinrich Romundts zu gedenken. Er war ein Studienfreund Nietzsches und Rohdes von Leipzig her und als solcher auch auf dem Gruppenbild des Philologischen Vereins vom Winter 1866/67, das den Band des Briefwechsels zwischen Nietzsche und Rohde schmückt, mit abgebildet. Am 7. Juli 1872 schreibt Nietzsche

an Rohde: „Freund Romundt ist, seit mehreren Wochen, hier eingetroffen — als unser definitiver Privatdozent der Philosophie!“ Da er zugleich auch Hausgenosse wurde, erweiterte Overbeck die Dutzbrüderschaft auch an ihn, und wie er überhaupt diese Beziehung aus Nietzsches Vorleben übernahm, war er auch Mitzeuge der in der Biographie und im zweiten Briefbände breit ausgeführten Episode von einem beabsichtigten Übertritt Romundts zur katholischen Kirche. Da er neben Nietzsche als einziger mit dabei gewesen war, darf sein Zeugnis nicht verschwiegen bleiben. Nach ihm lag keinerlei sachliche Veranlassung vor, durch eine derartige Indiskretion den noch Lebenden öffentlich zu kompromittieren; jeder Mensch hat schließlich Neigungen und Pläne frei, und mehr als einen solchen vorübergehenden Einfall, der nicht von ferne hinterher noch aus irgendwelcher biographischer Notwendigkeit ans Licht gezogen zu werden brauchte, hat man in jenem Vorfall nicht zu sehen. Nietzsche selbst ist durch diese Schleierlüftung kein Dienst erwiesen worden; er erscheint bei diesem Anlaß in einer gewissen despotischen Selbstherrlichkeit der Freundschaft, durch die der gleichaltrige Gefährte fast zur Kreatur herabsinkt. Wohl gereicht es Nietzsche zur Ehre, daß er von früh an in Dingen des Obskurantismus keinen Spaß verstand; aber eine Anwandlung derart beim Freunde, mit dem man Jahr und Tag unter demselben Dache gewohnt hatte, hätte vielleicht doch durch ein milderndes Verständnis ausgeglichen werden können und wäre es auch nur dadurch gewesen, daß man einen geäußerten Vorsatz, solange es dabei blieb, nicht zu tragisch nahm. Statt dessen hat damals Nietzsche förmlich Lärm geschlagen. Schon darin verrät sich die Spur jener Forderung, die später alle seine Freundschaft gleichermaßen gefährdet hat: die Freunde mußten seiner Meinung sein; es ist ihm scheint es immer schon besonders schwer gefallen, eine Freundschaft ausschließlich auf die guten und lebenswerten Eigenschaften des andern abzustellen; wem er Freund war, so hat es den Anschein, der durfte nicht länger seine eigenen Wege gehen; darin, daß er Nietzsches Freundschaft genießen durfte, lag eine Verpflichtung, auch seinen Spuren zu folgen. In diesem Punkte war Overbeck größerer und uneigennützigerer Gesinnungsfähig; ihm war es leichter und sozusagen selbstverständlich, innerhalb des einmal abgeschlossenen Freundschaftsrings mit allen Mitgliedern auf völlig gleichem Fuße zu verkehren, während Nietzsche doch deutliche Unterschiede zu machen pflegte: mit Leuten

Nietzsche gegen
Romundt

Romundt an
Overbeck

gleichen Ranges wie Overbeck und Rohde unterstrich er das Ebenbürtige im Verkehr; bei den andern, denen es noch nicht im selben Maße hatte gelingen wollen, floß seinerseits, ohne daß er sie irgendwie fallen ließ, doch leicht ein gönnerhafter, herablassender, erziehlicher Ton mit unter. Romundt schreibt Overbeck (28. Dezember 1874) einmal aus Anlaß seines eigenen Geburtstages: „Am liebsten zöge ich meinen alten Menschen jetzt im neuen Jahre ganz aus und eher, als bis der an der Wand hängt, wird es auch gewiß nicht ganz gut, und ihr werdet immer wieder als meine guten Freunde schwer an mir zu tragen haben, wie ihr nun schon so lange mit unendlicher Nachsicht gegen mich getan habt. Ich werde mir indes Mühe geben, den alten Adam künftig so zu verstecken, daß ihr ihn womöglich nicht wieder zu sehen bekommt.“ — Die Differenz von Romundts Begabung im Vergleich zu der Niehsches, sowie der Umstand, daß dieser während der Zeit des Kontuberniums es auf keinen grünen Zweig brachte, hielten Overbeck nicht im geringsten davon ab, Romundts kleinerer, aber deswegen nicht weniger selbständigen Denkerpersönlichkeit zeit lebens das in jenen Jahren gegründete treue Interesse zu bewahren und ihr alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; er ist Romundts Beschäftigung mit Kant und der Anwendung dieser Studien auf das Gebiet der philosophischen Fortbildung des Protestantismus mit Liebe nachgegangen. Das hinderte ihn freilich nicht bei dem kritischen Gegensatz, in den sich Romundt, damit im Zusammenhange, später zu Niehsche stellte, unbedingt Niehsches Partei zu ergreifen.

Overbeck über Romundt

Romundt
als
kantischer
Idealist



Romundt findet Niehsche insbesondere bei seiner Lehre vom Übermenschen auf keinem andern Wege, als auf dem seines (Romundts) Meisters Kant und der Entdeckung des übersinnlichen „Gottmenschen“ in dessen Religionslehre, so daß Romundt in Niehsches gegen Kant gerichteten Schmähungen nur einen Maßstab dafür findet, wie wenig er Kant verstanden. (Romundt, Kants philosophische Religionslehre, Gotha 1902, S. 57.)

Ein Gesamturteil über Niehsche als „vielbegabten Dichterdanker“ sucht Romundt in seinem Schriftchen „Eine Gesellschaft auf dem Lande“, Leipzig 1897, S. 70 f., abzugeben. Warum es nur

so unzureichend ausfällt? Romundt sündigt doch allzustark gegen die von ihm kurz zuvor (S. 64 f.) besprochene Forderung Goethes, bei der Betrachtung eines Dinges es vor allem für sich gelten zu lassen und sich vor aller Vergewaltigung zu hüten — übrigens einer Erbsünde des Idealismus verfallend. Gerade das Praktische des Idealismus des beginnenden Jahrhunderts so betonen, um damit Niehsche herabzusetzen, möchte das Pferd hinten aufzäumen heißen. Als theoretischer Idealist mag Niehsche aus vielen Gründen sehr viel zu wünschen übrig lassen, als praktischer, an der Veredlung der eigenen Persönlichkeit arbeitender Idealist ist er am unangreifbarsten. Gerade zu dieser Veredelung hat Niehsche diesen Idealismus mit bedenklicher Einseitigkeit angewendet. Darin ist ihm jedenfalls am allerwenigsten etwas vorzuwerfen, daß er seinen Idealismus allzuwenig gegen sich gekehrt. Er hat es vielmehr bis zu Selbstzerstörung getan. Darum ist Romundts Kritik so unglücklich wie nur möglich. Nur in seinem Eifer für den Idealismus übersieht er die Stumpfheit der von ihm dafür ausgetheilten Streiche. Der Berauschte ist am taubsten gegen alle Kritik seines Getränks, so verschließt sich Romundt gegen Niehsches Kritik des Idealismus, da er doch besondern Anlaß hätte, sein Ohr ihr zu öffnen.

Niehsche schreibt an Baron R. von Seydlitz: „Bin ich doch immer auf Menschenraub aus, wie nur irgend ein Korsar; aber nicht um diese Menschen in die Sklaverei, sondern um mich mit ihnen in die Freiheit zu verkaufen.“ So durfte Niehsche schreiben, und dieser Ausspruch über sich erklärt den Eindruck, den er von Romundts Fall hatte — denn allerdings zum Besten der katholischen Kirche seinem Korsarengewerbe obzuliegen, darauf stand Niehsches Sinn nicht. Dennoch ist die Darstellung des Falls bei seiner Schwester etwas übertrieben und in dieser Übertriebenheit nicht unbefangen. Sie nimmt an Romundt Rache für sein Eintreten in ihrem Streit mit Frau Lou Andreas zu deren Gunsten, und zieht aus diesem Motiv den ganzen Fall aus seiner ihm sonst natürlichen Verborgenheit ans Licht der Öffentlichkeit hervor. Daß überhaupt jemand den Fall mit Niehsche erlebt, bezweifle ich, gleich mir hat es jedenfalls niemand getan, auch Frau Förster nicht, und soviel glaube ich ohne jeden Anstand behaupten zu können, daß die ganze Sache dem Strom der Vergessenheit überlassen bleiben mochte und nur Romundt zum Tort daraus herausgefischt worden ist.

Die Konvertiten.
episode



ehnlicher, nur weit flüchtigerer Natur war Overbecks Berührung mit Deussen. Dieser, Niezsches Mitschüler aus Schulpforta, hat seine „Erinnerungen“ an ihn veröffentlicht (Leipzig 1901). Welch entscheidender Anstoß seines Lebens auf Overbecks Vermittlung zurückzuführen ist, erzählt er selbst (S. 80 f.): „Es war im Herbst 1871 zu Marburg, wo ich als Lehrer am Gymnasium wirkte. Überarbeitet und nervös lag ich in unruhigem Halbschlummer, als nachts um 1/23 Uhr durch Eilboten ein Brief von Niezsche gebracht wurde, der den ersten Anstoß zu einer bedeutsamen Wendung meines Lebensgeschickes gab. Eine vornehme und reiche Russin, Madame Kanchine in Genf, suchte einen deutschen Erzieher für ihren eigenen Sohn und wandte sich in dieser Sache an ihre Freundin, die Fürstin Trubetzkoi zu Vevey. Diese wiederum stand in Korrespondenz über theologische Probleme mit Professor Overbeck in Basel, welcher mit Niezsche dasselbe Haus bewohnte Ich nahm in Marburg acht Tage Urlaub, um mich am 21. Oktober zu Vevey den russischen Damen vorzustellen. Auf der Rückreise kam ich am Abend ermüdet in Basel an und eilte zu Niezsche. Leider war er ausgegangen, und ich traf nur Overbeck, der mich freundlichst festhielt und mich auf Niezsches baldiges Zurückkommen vertröstete. Spät, nach 11 Uhr, erschien Niezsche, der bei Jakob Burckhardt zu Gast gewesen war, in animierter Stimmung, feurig, elastisch, selbstbewußt wie ein junger Löwe.“ Was Deussen in diesem Zusammenhang ferner freimütig mitteilt, ist ein weiteres lehrreiches Beispiel für die immer etwas überhebliche Art, Freunde zu behandeln, die mit ihm nicht ganz auf gleicher Höhe waren. (S. 85 ff.) — Für die Gesinnung, die Deussen Overbeck bewahrte, zeugen die Anfangsworte eines Briefes (5. Juli 1877): „Oftmals muß ich dankbar Ihrer gedenken, da es Ihre Vermittlung war, durch welche mir die vortreffliche Stellung im Hause Kanchine wurde, die nun schon fünf Jahre andauert und mir neben den Mitteln, meinen Lebensplan zu verwirklichen, die köstlichste, wahrhaft unschätzbare Muße gewährt.“ — Andererseits hat auch Overbeck bei sich bietender Gelegenheit das Andenken an jene Begegnung mit Deussen zu dessen Gunsten in sich lebendig werden lassen. Als ihm ein Jahr vor seinem Tode der Artikel von Jonas Fränkel „Niezsche und seine Freunde“ zu Gesicht kam (in der „Wiener Zeit“ vom 13. Februar 1904), sah er sich zu folgender Notiz veranlaßt: „Fränkels Auslassung gegen Deussen als

Biographen Nietzsche ist von einer Unbilligkeit, die niemand begreifen wird, der von den beiden Persönlichkeiten Nietzsche und Deussen und ihren Beziehungen eine Anschauung aus dem Leben hat." Indessen wundert sich Overbeck, wie schon bei Rohmundt und später bei Rée, auch bei Deussen, daß eigentlich die geringschätzigsten Beurteiler von Nietzsches Philosophie aus den Reihen seiner Freunde hervorgegangen seien: „Deussen will die Philosophie mit dem Zugeständnis, sie sei „sinnig“, abtun, und sie soll, wie bei Deussen der Vergleich mit seinem Meister Schopenhauer entscheidet, sonst ernstlich nicht in Betracht kommen.“

Auch Deussen
ohne eigentliches
Verständnis
für Nietzsche

Mehr ins Innere von Nietzsches Jugendfreundschaften trat Overbeck mit seinen Beziehungen zu Rohde und dem Freiherrn von Gersdorff. Mit Rohde erwuchs daraus eine eigene, enge Lebensfreundschaft, die diejenige beider zu Nietzsche in gewissem Sinne überwachsen hat. Im Spätsommer 1874 hielt sich Rohde einige Tage in Basel auf, es muß sehr vergnügt und gemütlich zugegangen sein. Er und Overbeck lernten sich da zum ersten Mal näher kennen. Ihr eigener Briefwechsel hat erst kurz vorher begonnen und war von der Auswechslung der gegenseitigen Bildeindrücke begleitet gewesen. Aus jenen ersten Briefen erfahren wir noch einiges über die Sorge der Freunde um Nietzsches Befinden. Overbeck schreibt Rohde am 6. August 1874 aus Dresden: „Von Nietzsches Gesundheit kann ich Ihnen nur sagen, daß ich schlimmere Perioden damit durchgemacht habe. Ja, ich habe den Eindruck, daß sie, von ihrer natürlichen Zartheit abgesehen, zur Zeit an sich wenig zu wünschen übrig läßt, und ihre Schwankungen an einer Gemütsstimmung hängen, deren Unruhe freilich neuerdings zugenommen hat. Woran aber das hauptsächlich hängt, wissen Sie ja. Die nun erscheinende unzeitgemäße Betrachtung konnte an ihrem Teile auch nur das Gefühl der Isolierung unter unseren Kollegen peinlich steigern. Immer wieder an den Zweigen des Baums zu säbeln, auf welchem man sitzt, ist natürlich nicht gleichmütig zu ertragen. In diesen Ferien hatte ich in Tübingen, wo ich einen alten Universitätsfreund besuchte, die beste Gelegenheit, mich lebendiger, als es in Basel möglich ist, davon zu überzeugen, daß nirgends weniger vielleicht als auf deutschen Universitäten auch nur ein wenig Gerechtigkeit für Bestrebungen, wie die unseres Freundes, zu erwarten ist. Sie sitzen ja ganz an einem Herde solcher Erfahrungen, könnten Sie doch im Herbst gleich bei uns bleiben! Wir sind zwar auch nicht auf Rosen gebettet, aber liegen

Rohdes Besuch
in Basel

Schneignier als
neuer Verleger

doch nicht allein. — Seit Dienstag ist Nietzsche in Bayreuth. Es schlägt dies zwar nicht immer in jedem Sinne zur Erholung für ihn aus, doch scheint mir jetzt gerade ein Besuch dort für ihn recht notwendig gewesen zu sein. Ende künftiger Woche hole ich ihn dort ab, erfülle also Ihre guten Wünsche auch für mich. Zuvor halte ich mich ein paar Stunden in Chemnitz auf, um die persönliche Bekanntschaft eines Verlegers zu machen, welcher sich vor einigen Wochen, in einem sehr kritischen Momente, von selbst und ganz unerwartet Nietzschen angeboten hat und nun die Anzeitgemäßen übernimmt. Die Sache ist wieder ein Experiment, da der Mann ein ganz unbekannter Anfänger ist. Hoffentlich gelingt es besser als das mit Frißsch."

Es ist hier ein Wort einzuschalten über den Verkehr der Freunde außerhalb ihrer gemeinsamen Wohnung, sei es mit Kollegen oder Gleichgesinnten. Schon damals, wie noch heute, galt es für eine unverbesserliche Kalamität, in Basel für gebildete Junggesellen einen geeigneten Mittagstisch ausfindig zu machen. Am besten bewährte sich noch der „goldene Kopf“ an der Schifflande — „der goldene Schädel“, wie Gersdorff gelegentlich variierte. Dort aßen Nietzsche und Overbeck längere Zeit gemeinsam mit den Theologen Konrad von Orelli, Julius Kastan und anderen Kollegen zu Mittag. Von einer kleinen Winkelneppe zum „Gifthüttli“, das selbst als Ort der Zusammenkünfte nicht in Betracht kam, übertrug sich der Name in weniger lokalem, als vielmehr personal-kollektivem Sinn auf die Pessimistengruppe Nietzsche, Overbeck, von Gersdorff und den als sehr gutmütig bekannten Dr. Rohmundt, die immer beisammen steckten. Für diese vier war in Professorenkreisen der Ausdruck „Gifthütte“ damals ziemlich geläufig; Frau Andreas-Salomé erwähnt (S. 8 ihres Buches) diese Bezeichnung. Daß dort ein ziemlich harmloses Gift verspricht wurde, ergibt sich aus einem Briefe Overbecks an Rohde, bei dessen Besuche offenbar die reichsverblendete, altertümelnde Teutschmichelei à la Felix Dahn hatte dran glauben müssen. Er schrieb ihm zu seinem dreißigsten Geburtstage:

Basel, 6. Oktober 1874

Lieber Rohde!

Möge Sonno am Tage, welchen Sie Freitag feiern, auf das heiterste emporen und Ihnen, wenn möglich, im neuen Lebensjahr nicht niedern, das wünscht Ihnen mit Wolfes Worten aus

Nachklang von
Rohdes Basler
Aufenthalt

eigenem Herzen der Endesunterzeichnete. Lassen Sie sich auch bei-
folgenden Stopfer zur Erinnerung an unser Rauchkollegium und
überdies als vergessenes Eigentum gefallen, mit dessen Ankunft
freilich von Ihrem Herzen schwerlich ein so dicker Stein fallen
wird, wie er nach Aussage der Frau Baumann durch die An-
kunft des Hauschlüssels bei Ihrer hiesigen Wirtin zu Falle ge-
bracht sein soll. Die unsere läßt sich Ihnen zugleich mit dieser Mit-
teilung empfehlen. — Niehsche kommt eben von einem zehntägigen
Aufenthalte in Luzern zurück, er hatte eine solche noch so kleine Ver-
pflanzung augenblicklich recht nötig, sie scheint so weit ich sehe
wirklich recht gut bekommen zu sein. Seinen letzten Aushängebogen
erhielten wir schon vor mehreren Tagen und erwarteten nun
ungefähr täglich das Eintreffen des fertigen Opus. Mit mir
ging es wie vorausgesagt. Zwei Tage nach Ihrer Abreise kam
ich wenigstens aus der Treitmühle heraus, bin jetzt in Erwartung
schon des II. Korrekturbogens, Schmeißner und der Himmel mögen
wissen wie die drei übrigen es gestatten sollen, daß das Ganze
schon am 17. Oktober in Leipzig ausgegeben werden soll. Gers-
dorff kommt erst Anfang der nächsten Woche, Romundt läßt schön-
stens Glück wünschen, ist in diesen Tagen nach allerlei ernstern Ge-
sprächen, die wir geführt, heiterer, wie wohl er erst in Erwartung
vollständiger Aufklärung über seine Verhältnisse ist, um endgültige
Entschlüsse zu fassen. Mit dem Gymnasiallehrer wird es auf keinen
Fall etwas. (— —). Wir eilen übrigens augenblicklich zum Kopf.
— Ihnen brauche ich nicht zu erklären, daß wir sofort nach Ihrer
Abreise keine Umstände mit dem Abbrechen des Zelts im Schützen-
hause machten . . . Wenn Sie wiederkommen, muß die Zuflucht
besser geordnet werden. . .

Ihr freundschaftlich ergebener Fr. W."

Aus der Freundschaft Niehsches mit Baron Gersdorff, an der
auch Overbeck teilnahm, läßt sich grundsätzlich allerlei ableiten.
Nach erfolgter Bekanntschaft schreibt Overbeck nach Hause
(24. Mai 1873): „C'est un beau type de gentilhomme réservé et
digne quoique fort simple dans ses manières, au fond le meil-
leur garçon que l'on puisse s'imaginer et dont le premier abord
vous laisse l'impression d'un homme, sur lequel on peut se
fier absolument.“ Damit ist ein für Niehsches Charakterbild
maßgebender Gesichtspunkt gekennzeichnet. Seine nächsten Freunde
waren gleich ihm Gelehrte, also Stubensitzer, Gehirneristenzen.
Sein früherer Pfortenser Schulkamerad von Gersdorff ist der ein-

Overbeck
und Freiherr
von Gersdorff

zige von vornherein anders Geartete. Wies jenen ihr Beruf von selbst eine mehr indirekte Stellung zum Leben an, etwa so, als hätten sie als seine Erforscher es mit einem zu erkennenden Gegenstande zu tun, so schien, im Unterschied von diesen allen, es Gersdorff vorbehalten zu sein, mitten im Leben als in seinem eigentlichen Elemente zu atmen und mit der Wirklichkeit in einen handelnden und tätigen Kontakt zu treten. Zweifellos ist seine Freundschaft mit Nietzsche vorwiegend aus diesem Schwinkel heraus einzuschätzen. Nietzsche empfahl ihn an Hans von Bülow mit den Worten (Briefe III, S. 343): „Herr Carl Freiherr von Gersdorff, Ritter des eisernen Kreuzes, Verehrer des Tristan.“ Gersdorff stand vor den Freunden da wie eine Erfüllung und Verkörperung. Hat auch der Verlauf seines Lebens diesen Erwartungen nicht entsprochen, so ist man damit keineswegs berechtigt, den Einfluß dieser Erwartungen für die Zeit zu unterschätzen, da sie von Nietzsche und seinen Freunden hoffnungsfroh und unenttäuscht gehegt worden sind. In dem jungen Edelmann glaubten sie wirklich die ersehnte Verbindung von Geburts- und Geistesadel unter sich zu haben; instinktiv mußten sie des Glaubens sein, hier seien ihre Kulturhoffnungen über das Bereich der Hirngespinnste hinaus bereits in die Erscheinung getreten. Damit hatten ihre zukünftigen Gedanken gewissermaßen vollen Wind in die Segel bekommen, und die ganze Art, wie Gersdorff hilfsbereit und verständnisvoll in jenen Heranbildungsjahren Nietzsche zur Seite trat, verbietet es allein schon, in dem zum Teil genialischen und präventösen Gehaben Nietzsches und seiner Freunde etwa unklare und bodenlose Schwärmerei zu sehen. Hier wurde vielmehr mit gutem Recht gehofft und mit hellen Augen den neuen Dingen entgegengesehen.

Gersdorff als
Eck- und
Wirklichkeits-
mensch

Gersdorffs Temperament, seine Bonhommie, seine Hilfsbereitschaft, die sich besonders in Abschreiberdiensten dem augenkranken Freunde wohlthätig erwies, wären für die erste Hälfte der siebziger Jahre aus Nietzsches Leben nur schwer wegzudenken. Die Sommerferien 1873 verbrachten die beiden zusammen mit Römunt in Segnes in Graubünden: die „Christlichkeit“ war eben heraus und vom Zwilling, der „Ersten Unzeitgemäßen“, waren dort oben eben die letzten Bogen revidiert worden. Auf einer Gletscherpartie über den Flimser-Stein, die in Sonnenhitze und Schnee volle fünfzehn Stunden dauerte, übertat sich Nietzsche und wurde von Gersdorff auf höchst gefährlichen Pfaden zu Tal ge-

führt. Ein andermal entlud sich Gersdorffs impulsive Natur: „Lieber Herr Professor, Sie können sich meinen Schreck denken, als ich heute, leider etwas spät, Nießsches kurzen aber unheimlichen Brief erhielt, der von Bologna hierher nachgeschickt wurde. Also jetzt kommt A.s Rache. Das Teufelsvieh drängt sich frech in eine fremde Existenz ein, wird abgewiesen, grob aber nach Gebühr rausgeschmissen und anstatt zur Selbsterkenntnis zu kommen, rächt es sich am Beleidiger und sucht noch der großen Sache nach Kräften zu schaden. Schicken Sie das Biest hierher und ich stürze sie in den ersten besten Kanal, auf daß erfüllet werde, was geschrieben steht: Wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt, es wäre demselbigen Menschen besser, es würde ein Mühlstein usw. usw. Sie wissen als Schriftgelehrter den Schluß besser als ich! . . . Wo steckt, was macht nun unser armer Freund? Da ich ihn in Leipzig vermute, schreibe ich an Sie, um mich etwas zu erleichtern. Wahrlich man wandelt nicht ungestraft unter Palmen. . . . Das ist des Lebens Spaß! Man erkaufte sich sein bißchen Glück teuer. Wie wird Nießsche denn diese neue Unbilde ertragen und überstehen? Ich weiß, daß gegen Gemütsbewegungen kein Arzt noch Apotheker Mixturen noch Mittel hat, aber was irgend zum Heile und zur Beruhigung geschehen kann, das lassen Sie doch ja geschehen, nötigenfalls mit Zwangsmaßregeln. Hol die Pest das Leipziger Gespenst! Ich wünsche mir fast die Zeiten des Benvenuto Cellini zurück, um nur auf eigene Faust aufräumen zu können. Fango il mondo e noia la vita. Leopardi hat Recht. Es ist ein Glück, daß Sie in Basel sind, und ich bin in diesem Bewußtsein um vieles ruhiger. Aber um Himmels willen ein paar Worte zur Beruhigung. Grüßen Sie den von Furien verfolgten Freund. — Hier in Venedig will ich noch diese ganze Woche bleiben, um abzuwarten: denn ich muß wissen, was los oder wie es abgelaufen ist.“

Diese in sichtlicher Bestürzung auf abgerissene Konzeptblätter hingeworfenen Zeilen aus Venedig, den 27. Oktober 1873, spielen auf die höchst seltsame, ja abenteuerliche Begegnung Nießsches mit Frau Rosalie Nielsen an. Zur Charakteristik dieses phantastischen Erlebnisses sind hier die bereits bekannt gegebenen Erwähnungen dieses Zwischenfalles zusammenzustellen. Rohde schreibt Nießsche aus Hamburg, den 14. Oktober 1873 über seinen Besuch in Leipzig (Briefe II, 415): „Am Abend Besuch bei Frißsch. Deine Konjekturen über sein Stillschweigen sind gänzlich verkehrt,

wie ein scharfsichtiger Kritiker (gezeichnet E. N.) in Basel Dir voraus sagte.“ Darauf diktiert Nietzsche am 18. Oktober 1873 in Basel Romundt für Rohde in die Feder (Briefe II, 418): „Es besteht, wie Overbeck und ich des festesten überzeugt sind, eine unheimliche Machination, um den — — Leipziger Verlag in die Hände der Internationalen zu bringen. . . Unsere Sache, auf die wir hoffen, ist in dem Augenblick vernichtet, wo nur ein Wörtchen davon in der Öffentlichkeit laut wird. Heute Abend wollte ich eigentlich zu einer schleunigen persönlichen Intervention nach Leipzig abreisen. Eine unerwartete Verpflichtung meines Amtes hält mich ab, und so werde ich erst von Bayreuth aus nach Leipzig reisen. Dem scharfsinnigen Kritiker E. N. liegt nicht der ganze Apparatus criticus vor (nämlich Briefe und Aussagen des weiblichen Gespenstes R. N.). Aus dem was wir wissen, ist es auch minder geübten Kritikern möglich, zu einem schrecklich bestimmten Resultat zu kommen, besonders wenn sie sich der berühmten spekulativen Säulenleere R.s bedienen. Bitte teile uns doch mit, ob * * * aus freien Stücken auf die Erwähnung jenes Testamentes kam, in welchem Tone er das Gespenst erwähnte und ob er angelegentlich von seiner Gesundheit sprach. Übrigens bist Du ernstlich vom Diktator und Schreiber gebeten, diesen Brief sofort zu verbrennen.“ An Gersdorff schreibt Nietzsche von Basel aus am 18. Oktober (Briefe I, 249): „Genug, daß eine ganz unvermutete gräßliche Gefahr dem Bayreuther Unternehmen droht und daß es an mir liegt, die Gegenmienen zustande zu bringen. Overbeck und ich sagen immer: wir leben Samarow. Gespenst R. N. natürlich beteiligt.“ Inzwischen wieder Rohde an Nietzsche aus Kiel, am 23. Oktober (Briefe II, 421): „Noch ein Wort vom Nachtgespenste. . . Von der N. sprach er sehr „minnachtig“ (wie man hier sagt): er scheint sie ebenfalls einmal hinausgeworfen zu haben. — Wie gesagt, ich glaube noch nicht an die Geschichte.“ Am 27. Oktober schreibt Nietzsche an Gersdorff (Briefe I, 252): „Für die neue Auflage der ‚Geburt‘ ist der Januar fixiert. Gespenst N. ist bei den Russen.“ Die Weihnachtsferien verbrachte Nietzsche in Naumburg und Leipzig und schreibt nach seiner Rückkehr aus Basel am 18. Januar 1874 an Gersdorff (Briefe I, 262): „Bei Frißsch dem Trefflichen und Neubewährten habe ich eine Nacht gewohnt und den Eindruck mitgenommen, daß noch alles auf vier Beinen steht. Das weibliche Gespenst hat unsere Phantasie verdorben.“

Über die Persönlichkeit des „Gespenstes“ stellt uns Herr Dr. Kurt Hezel folgende authentische Angaben zur Verfügung: „Frau Nielsen war, soviel ich weiß, die geschiedene Gattin eines, sei es skandinavischen, sei es holsteinischen Seeoffiziers und von Geburt Holsteinerin oder wohl auch Dänin. Ehe sie sich in Leipzig niederließ, hatte sie sich meines Wissens lange in Italien umhergetrieben, hatte sich dort auch der Bekanntschaft Mazzinis erfreut und war wohl auch in Italien als Revolutionärin und Mazzinianhängerin eine Zeitlang interniert gewesen. Ihr Äußeres war enorm abstoßend und schmutzdelig. Dies hinderte selbstverständlich von geistigen Leidenschaften bewegte ältere und jüngere Männer nicht, mit ihr zu verkehren. Ich selbst habe als Student viel in ihrer dürftigen Dachstube gehaust. Zu ihren Freunden zählte auch der Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts verstorbene jüngstdeutsche Dichter Hermann Conradi, mit dem mich lange Zeit engste Freundschaft verband. — Frau Rosalie Nielsen war eine glühende Verehrerin Friedrich Niehsches und stellte insbesondere seine Schrift: „Die Geburt der Tragödie“ über alles. Man konnte sie überhaupt in einem gewissen Sinne eine dionysische Person nennen. Aus dieser ihrer Wesenswurzel heraus beschäftigte sie sich auch viel mit der Zigeunermusik, und ich erinnere mich, seinerzeit einen recht guten Aufsatz von ihr über Zigeunermusik in der früher in Leipzig erscheinenden Zeitschrift: „Der Salon“ für sie untergebracht zu haben. Ich selbst besitze noch unter meinen studentischen Erinnerungen eine von Frau Nielsen mir dedizierte Photographie eines merkwürdigen Dionysoskopfes (photographierte Plastik). Er könnte eine antike Schöpfung sein, ist aber vermutlich ein modernes Produkt. Wo das Original steht, weiß ich nicht. Die Photographie des Dionysoskopfes wollte Frau Nielsen, wenn ich mich recht erinnere, von Friedrich Niehsche selbst erhalten haben. Der Dionysoskopf ist charakterisiert durch zwei gänzlich verschiedene Gesichtshälften, die eine Gesichtshälfte und demnach das eine Auge zeigt höchste Intensität aufglühenden Lebensgefühls, während die andere Gesichtshälfte und das andere Auge erloschen scheint. Frau Nielsen verehrte in diesem Dionysoskopf den erschöpfendsten symbolischen Ausdruck des Lebens überhaupt in seiner ewigen Duplizität von höchstem Aufschwung und tiefster Erschlaffung. Sie fand darin auch ein volles Symbol der Kunst und des persönlichen Lebensrhythmus Richard Wagners.“

Über ihre Begegnung mit Nietzsche schwieg sich Frau Nielsen in ihrem Leipziger Bekanntenkreise später geflissentlich aus; man raunte sich aber gegenseitig zu, sie habe es vor Jahren verstanden, eine Begegnung zwischen ihr und Nietzsche herbeizuführen, und sie selbst deutete höchstens in geheimnisvoller Weise an, sie sei mit Nietzsche persönlich zusammengekommen, ohne etwas Näheres über das Recontre verlauten zu lassen. Dagegen hat Frau Nielsen sehr viel früher, im Herbst 1875, die betreffende Szene Herrn Professor Hans Vaihinger in Leipzig erzählt. Danach hätte als Ergebnis eines Briefwechsels in einem Hotel zu Freiburg i/B. eine Zusammenkunft stattgefunden. Nietzsche soll sich, entsetzt über den äußeren Habitus der Dame schon nach Sekunden wieder aus dem Zimmer entfernt haben, nachdem er ihr nur die theatra-
lisches Phrasen ins Gesicht geschleudert hatte: „Scheusal, du hast mich betrogen!“ Frau Nielsen fragte Professor Vaihinger, was Nietzsche wohl damit gemeint habe. Von Nietzsches Seite liegt eine geklärte Überlieferung des Vorfalles noch nicht vor. Er hat sie nach Jahren einmal Peter Gast erzählt. Als nächster noch lebender Zeuge wäre wohl Dr. Komundt noch am ehesten in der Lage Aufklärung zu geben. Vor allem darüber, ob die betreffende Szene sich nicht doch in der Baumannshöhle zutrug. Nach Overbecks Andeutungen spielte sie sich in seinem (Overbecks) Zimmer ab; auch wären dem entscheidenden Schlußakt bereits andere Besuche der Verehrerin vorausgegangen. Overbeck hat dann endgültig Nietzsche von diesen enthusiastischen Zudringlichkeiten befreit durch eine energische Rücksprache mit der Dame. Er täuscht sich wahrscheinlich, wenn er von November oder Dezember tagen spricht; der Brief Gersdorffs an Overbeck läßt auf den Oktober 1873 schließen. — Von Gersdorff unternahm es auch Overbeck hinterher zu seinem Buch, bei dessen Herstellung er mit Korrektur gelesen hatte, Stilverbesserungsvorschläge zu übersenden (28. Januar 1874): „Ich habe eine große Lust zu dieser kleinen Übungsarbeit mitgebracht und Freude daran gehabt; die größte freilich war die Freude über die Bemerkung, daß jedes neue Lesen Ihres Buches neue Belehrung und Aufschlüsse gibt und einen Reichtum an Gedanken und Stoff enthält, der zum Weiter- und Nachdenken ernstlich anregt. In diesem Punkte bin ich einzig nur ein Lernender, Belehrungsbedürftiger. Meine Noten sollen nur nach der Seite der Form als Wünsche auftreten und Bedenken schildern, die gewiß auch andern Laien-

Lesern aufgestoßen sind und manchen genötigt haben, einen Satz zwei oder dreimal und dann vielleicht hie und da noch zwischen den Zeilen zu lesen. Ich tröste mich, am Dr. Fuchs einen Kollegen in dieser Art von wohlgemeinter Unverschämtheit zu haben, beruhige mich aber völlig mit der Überzeugung, daß auch Sie die kleine Arbeit als eine wohlgemeinte ansehen werden."

Am 18. Februar 1874 schreibt er Overbeck: „Was Sie über die zweite U. B. sagen, klingt ähnlich wie Rohdes Worte darüber; er schreibt folgendes: „Das ist wieder ein Donnerwort: es wird in der Jetztzeit wie ein Tuten in eine leere Gießkanne verhallen, aber eine spätere Zeit wird mit Bewunderung zu sehen haben, wie furchtlos und sicher hier der Finger in die schlimmste Wunde der Zeit gelegt wird. Und einige Herzen gibt's denn ja zum Glück auch jetzt schon, in denen der Donner nachdröhnen wird. Was haben wir für einen starken Freund! Ich komme mir neben solch einem tiefen, starken Klange, wie ihn namentlich Kap. 3 laut werden läßt, sehr elend und verhistorisiert vor: und dabei darf man dann eigentlich seine abscheulich schwächliche Allseitigkeit, die einen so leicht einsehen läßt, wo die viel kraftvollere Einseitigkeit über das Ziel hinauschießt, gar nicht zu Worte kommen lassen. Denn wie leicht ist es nicht, zu bemerken, daß U. in vielen Punkten übertreibt — und gerade daran wird sich die Kritik hängen. Aber in der Sache hat er tausendmal Recht, und das soll die verdamnte ‚gerechte‘ historische Art in uns allen eigentlich gar nicht aufkommen. Denn gerade solche strenge Einseitigkeit und Männer, die sie, mit notwendigem Triebe, festhalten, tun uns Not, wenn nicht die unglückselige Wahrheit, daß alle Dinge ihre zwei Seiten haben — eine teuflische Wahrheit, die einen so oft plagt — uns endlich verrückt machen soll. In dieser Wahrheit, so trivial sie ist, d. h. in ihrer zu klaren Erkenntnis, liegt eigentlich der ganze Fluch unserer Verhistorisierung, unserer Glaubenslosigkeit, unserer allweisen Schwachmütigkeit.“ . . . Nach diesem Zitat aus einem Briefe Rohdes, das zu seinem Vorteil mit dessen etwas reservierter Auslassung an Nietzsche direkt (Briefe II, S. 448 ff.) verglichen werden mag, entwickelt Gersdorff vor Overbeck seinen bekannten Plan, Nietzsche später einmal zu sich aufs Land zu nehmen: „Am besten wäre es schon, der Freund machte es, wie die Pythagoräer mit dem Sprechen und den Bohnen. Fünf Jahre lang nicht lesen und schreiben! Wenn ich selbständig bin, was nach einer Vorbereitungszeit von

„Was haben wir
für einen starken
Freund!“

einigen, zwei bis drei Jahren sein kann, steht das Asyl offen. Der Freund kann es dann machen wie jene Spanier, die eines Tages bei einem Bekannten zum Kaffee kamen und dreiunddreißig Jahre blieben Daß Romundt aus Judäa auswandert, ist für mich eine Genugthuung. Wie gut ist es, daß er in die Baumannshöhle ziehen kann! Erstens für ihn, zweitens für Sie und Niehsche aus Gründen der Freundschaft, endlich weil dann unter Niehsches Stube kein musikalisches Ragout zusammen gemanscht wird. Dann haben wir die drei Männer im feurigen Ofen oder Kellerisch geredet, die drei gerechten Kammacher, die alle denselben Wunsch haben. Welche Drillinge haben wir dann zu erwarten . . . Heute habe ich eine wunderhübsche Ausgabe von Montaigne bekommen. Sie ist so ausgestattet, wie nur Franzosen und Engländer gewohnt sind. Kleiner, sehr scharfer, bestimmter, gut leserlicher Druck in altfranzösischen Typen, Initialen und kleine Vignetten bei und über jedem Kapitel, sogen. holländisches Papier, daß es eine Freude ist, es zu betasten. Wenn Sie einmal 10 frs. nicht besser verwerten können, so legen Sie sie hier an. Trotz Frißsch sind wir in Rebus typographicis doch noch Rupp-säcke und Stümper Strauß ist tot. „Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben.“ Friede seiner Asche! Friede nun auch Ihnen: pace e gioja sia con voi! wie es im Barbier heißt.“

Zur Zeit der dritten Unzeitgemäßen befand sich von Gersdorff auf der Schwäbischen Akademie für Landwirtschaft in Hohenheim, um daselbst die agronomische Praxis zu erlernen. Er schreibt von da an Overbecks Geburtstag: „Ich komme nun leider zu spät, will aber meinen herzlichen Dank doch noch mit den allerbesten Wünschen für Ihre Zukunft verbinden und mir in meiner Landbibliothek dereinst neben einer Reihe von Studien einen kräftigen Wälzer denken, auf welchem der Bayreuther Buchbinder oder der noch aufzufindende Buchbinder der Zukunft Ihren Namen unter die Geschichte der alten Kirche mit Goldschrift druckt. Ihrem Räte folgend lese ich in meinen wenigen Mußestunden in Ihrem dritten Aufsatz über die Sklaverei, freue mich auf jeder Seite über die deutsche, freilich außerhalb Basel und Bayreuth kaum noch zu findende Wahrhaftigkeit und freidige Feindschaft gegen die Tafelhänse und Halbmenschen unter den Theologen und lerne etwas Wichtiges. Haben Sie also schönsten Dank und denken Sie an den Anfang des Chorals: „Fahre fort“,

was Ernst Schmeitzner buchhändlerisch mit den Worten: „Wird fortgesetzt“ ausdrückt. — Den Brief von Frau Wagner habe ich mit ungeheuerem Erstaunen gelesen; nicht daß ich mich über den Eindruck wunderte, den diese Nr. 3 gemacht hat, sondern daß diese in Frankreich erzogene Frau ihre Empfindungen so wunderbar aussprechen kann, wie es hier geschieht. Für Nietzsche freut mich dieser Beifall des einzig kompetenten Publikums außerordentlich. Das wiegt tausend Auflagen auf, mag das ‚blaue Wunder‘ auch anders denken. Ich werde den Brief noch ein paar Tage behalten, um mich daran zu erbauen, und ihn dann rekommandiert zurückzuschicken. Einstweilen danken Sie in meinem Namen dem lieben Freunde schönstens.“ —

Kurz darauf schreibt er damals (undatiert): „Lieber Allerchristlichster, Sie haben mir durch Ihre wohlgetroffene Photographie eine große Freude gemacht, und ich danke Ihnen allerhöchstens dafür. Nun habe ich die beiden ‚Käuze‘ in litteris und in effigie, und sinne darüber nach, wie ich mir einen schön gebundenen Zwilling am besten mit den Bildnissen der Verfasser ausschmücke. Nach dem Ausdruck Ihres Gesichtes, den Sie doch wohl zum kleinen Hartmann gleich mitgebracht haben, denke ich mir, daß der Abend vor der Operation Ihnen weniger Petroleum gekostet hat, als sonst, wann Ihre nächtliche Lampe zwar noch nicht den ganzen Erdball, aber doch den Garten der Baumannshöhle und die christliche Kirche beleuchtete. Ich denke mir, ein heiteres Zusammensein an einem der Orte, wo man Löwenbräu, Leberli, Nierli oder gute Suppen ißt, hat Ihnen die gute Stimmung verschafft. Kurz, ich freue mich über das Bild in allen Beziehungen vom Kopf bis zum Rocke der Zukunft. Das letzte, was ich aus Basel erfahren habe, hat mir Niehsches beruhigender Brief mitgeteilt. Ich habe ihm nicht darauf geantwortet und bitte Sie, ihm zu sagen, daß ich von Stund an keinen noch so leisen Zweifel mehr hatte. Dasselbe gilt auch von den Wahnsriedlichen, und die Heirats-Überlegungskommission hat einstweilen auf ihre Aften das Decretum ‚reponantur‘ geschrieben. — Von mir läßt sich nicht viel sagen. Ich bleibe bei meiner neuen Stange und kümmere mich wenig um die Außenwelt, wobei ich mich bis auf die große Einsamkeit recht wohl befinde. Meine Mußestunden sind sine dignitate oft dem Morpheus, gewöhnlich aber cum dignitate den Musen gewidmet. Ich halte am wohltemperierten

Die beiden
„Käuze“

Klavier und Wagnerianis fest, von denen der kaum zu erspielende Siegfried mich jedesmal in die Welt versetzt, in der ich ewig leben möchte. Meine Lektüre ist weniger geregelt. Ich muß mich so viel als möglich mit der Kunde der Natur befassen und suche mir aus Schmidts Darstellung der Deszendenzlehre, Schödlers Buch der Natur, und einiger Spezialschriften über die neueste landwirtschaftliche Pflanzenkultur zusammen was mir fehlt; und dessen ist nur zu viel. Meine Übersetzungen sind deshalb für jetzt eingestellt. Was tut's! Wenn ich später auf der eigenen Hüttsche sitze, vielleicht unbeweibt, findet sich das alles wieder als Bedürfnis ein. Einstweilen muß ich, wie Lichtenberg empfiehlt, das Gegenwärtige wegarbeiten. Soviel heute. Genießen Sie recht Ihre Ferien und erhalten Sie sich noch recht lange das oben gerühmte Photographie-Gesicht. Es grüßt herzlichst das ganze 'Dreigetüm' der Baumannshöhle Ihr C. v. Gersdorff." — Am 8. Mai 1875 schrieb Nietzsche an Gersdorff angesichts der bevorstehenden Urlaubsreise Overbecks zu einer Kur nach Karlsbad (Briefe I, S. 317): Übermorgen reist Overbeck ab; er grüßt Dich von Herzen und wird gerne tun, was Du wünschest, auch Dir für eine Karte an Frau von G. sehr dankbar sein." Darauf bezieht sich folgender Brief Gersdorffs an Overbeck (undatiert): „Sie wollen nicht nur Sprudel und Ersenstein, sondern auch meine liebe alte Tante Frau von G. aufsuchen, wie ich von Nietzsche erfahre; meine Tante ist fromm, aber Sie werden finden, daß sie eine der friedfertigsten mildesten Naturen ist, die man sich denken kann, voll von Liebe und Teilnahme für alle Menschen Von Hohenheim kann ich des Interessanten nicht viel berichten. Entzückende Blütenfülle der Obstbäume, himmlische Luft, wie im Rheingold nach Rückkehr der Freya, sonst alles im Gang des Stundenplans, belehrend und nützlich. Hauptereignis war zuletzt die Ankunft der „Götterdämmerung“, mit der ich nun leider, wie Papageno mit der Zauberflöte, nicht viel anzufangen weiß, da ich das Ding nicht spielen kann. Nur Brocken fallen mir ab Seien Sie ein recht strenger Karlsbader Badegast, und heilen Sie den zerfetzten, verkrüppelten, vulkanischen Magen und das arme Leberli Ihnen zum Nutzen, uns zur Freude, den Feinden zum Trutz und ewigen Neide.“

Einen eigenartigen, ungewöhnlichen Zuwachs erhielt der Freundeskreis durch die Bekanntschaft Nietzsches mit dem Musiker-Philosophen Dr. Carl Fuchs, hervorgegangen aus einer zufälligen Be-

gegnung im Hause des Verlegers E. W. Fritsch und das Jahr
 darauf in Naumburg erneuert, nachdem Dr. Fuchs auf der Leip-
 ziger Tonkünstlerversammlung des Allgemeinen deutschen Musik-
 vereins einen Vortrag über die nicht lange zuvor erschienene
 „Geburt der Tragödie“ gehalten hatte. (Briefe I, XXII.) Obwohl
 es zu einem Zusammenleben niemals kam — denn von einer ge-
 planten Ansiedelung in beruflicher Absicht hatten ihm sowohl
 Overbeck als Nießsche dringend abraten müssen oder jedenfalls
 dringend versichert, nicht zuzuraten zu können (Briefe I, S. 263 bis
 265) — vermochte Fuchs die räumliche Trennung und den Mangel
 eines gemeinsamen Vorlebens durch eine merkwürdige Fruchtbar-
 keit im Brieffschreiben wett zu machen. Er schrieb oft, und jedes-
 mal war es eine eigentliche kleine Broschüre. Der Austausch war
 seinerseits so reichlich, daß er allein auf schriftlichem Wege in die
 Interessenwelt der Freunde organisch hineinwuchs und sich die
 nämliche Teilnahme an seinem Lebensschicksal sicherte, als wenn
 er durch freundschaftliches Miterleben von früher her mit einem
 von ihnen verbunden gewesen wäre. Der Umfang seiner Episteln
 war bald sprichwörtlich geworden. Als Nießsche einen fuchsischen
 Brief, der schon mit vier großen Marken versehen war, erst
 noch mit vollen zwei frankten Strafporto auslösen mußte, stellte
 er Overbeck die Rechenfrage: „Wie dick und schwer war er?“ —
 — Man gewinnt den Eindruck, als sei Fuchs nach Anbahnung der
 Beziehungen zu Nießsche froh gewesen, alsbald in Overbeck eine
 Art Mittelsperson zu finden, um seinen Verkehr mit Nießsche, an
 dem ihm natürlich in erster Linie gelegen blieb, doch manchmal in
 seiner Unmittelbarkeit zu brechen und durch diesen Nebenkanal
 überzuleiten. Overbeck hatte, durch Nießsche veranlaßt, Fuchs die
 „Christlichkeit“ geschickt, worauf Fuchs auch mit ihm in Brief-
 wechsel trat (29. August bis 4. September 1873): „Gestern, als am
 Geburtstage des großen Goethe, empfing ich Ihr Buch über die
 Christlichkeit der heutigen Theologie und bin heute soeben mit
 einer ersten Lésung desselben zu Ende. Indem ich Ihnen für die
 mich gütig auszeichnende Sendung ehrerbietigst danke, erbitte ich
 mir von Ihnen die Erlaubnis, zunächst einmal ganz subjektiv, wie
 ich von dem Buche aufgestanden, Ihnen darauf zu erwidern. Ich
 bin nämlich zweimal, d. h. zwei voneinander durch ein Triennium
 getrennte Jahre hindurch Theologe gewesen, obschon ich von
 Natur und Beruf Musiker bin, das zweite Mal, wie ich es meines
 Erinnerens in der Vita ausdrückte, zwar *Studio veri nec non*

Karl Fuchs als
 Brieffschreiber

Fuchs
 zu Overbecks
 Christlichkeit

patriis lacrymis commotus — das Motiv des Brotstudiums hat indessen nicht ernstlich auf mich gewirkt, und so kann ich wohl noch von der Zeit reden, an welche Ihr edles Buch mich so lebhaft erinnert hat. . Mit der Klarheit, die Ihr Buch auf den letzten Seiten über die Vereinbarkeit beider Standpunkte [des esoterischen und exoterischen] verbreitet, wäre ich bei der Theologie vielleicht geblieben oder wenigstens denke ich heute, ich hätte mit derselben dabei bleiben können. Noch in letzter Zeit habe ich mich immer am meisten darüber gewundert, wie doch Theologen sich gar nicht in die Gemütslagen derer zu versetzen vermöchten, deren Gefühlsreichtum statt des Gedankens die Form der genialen Erzählung annahm, die offenbar schon an ihrem Ursprunge von dem Gefühl begleitet gewesen ist, daß die darin berichteten Dinge nicht so mit Haut und Haaren passiert sind Später ist mir dann das Problem von dem Wesen der geistlichen Musik, von der Gewalt eines Joh. Seb. Bach insbesondere interessant geworden: woher denn diese Macht, schien man sich fragen zu müssen, wenn doch die ‚realen‘ Grundlagen, auf denen die Religion beruht, von der freien Vernunft zerstört werden? Aber an dieser Gewalt zeigt es sich dann recht handgreiflich, daß die Religion — nicht im mindesten von den historischen aut — aut abhängt; ich war längst aus allem theoretischen Christentum heraus, aber ich fror vom Schauer der Ergriffenheit, wenn rein und ‚Bachisch-dionysisch‘ gesungen ward: O Haupt voll Blut und Wunden; längst war der Nazarener mir nicht mehr der gekreuzigte Erlöser, aber ich weinte in der Passion, wenn die Hämmer ihn schlugen und eine Unendlichkeit des Jammers brach herein, wenn der Verräter, Petrus, hinausging „und weinte bitterlich“, wie der unsterbliche ‚Kantor‘ ihn weinen läßt Wie oft, da nun doch einmal meine Philosophen, Kant und Schopenhauer, meine Welt von ehemals aus den Angeln gehoben, den Wissensdurst allerdings gelöscht hatten, wie oft habe ich mich nach der Möglichkeit einer anderswie zu übenden Disziplin des Gemütes und des Lebens umgesehen, die man sich aus rein philosophischen Mitteln nun aber nicht gleich so aus freier Hand zu bilden vermochte oder wagte, und jetzt erschrickt man, wenn einem zufällig einmal ein ‚Gott sei Dank‘ auf die Lippen kommt, weil die Kinder gesund sind oder sonst wofür, weil man an den alten Deus nicht mehr glaubt und vielmehr seine Seligkeit an die Verteidigung des Satzes wagen würde, daß es ‚keine rohere Vor-

Ehemaliger
Theologe, nun
musikalischer
Philosoph

stellung' vom Wesen der Welt gebe, als ihre Entstehung einem sie höchst eigenhändig hervorbringendem Schöpfer zuzuschreiben — „keine größere Blasphemie“, wie man das ja denn auch wirklich so empfindet Es bedarf wohl nicht erst der Versicherung, daß die Gedanken, welche die Träger der Gesinnung Ihres Buches sind, meine besonders volle, innerlichst empfundene Sympathie haben; die Worte, daß das Tun jeder Theologie, sofern sie Glauben und Wissen miteinander in Berührung bringt, ein irreligiöses sei, brechen mit einem Schlage den Bann, den diese so vielfach verlogene Wissenschaft den Geistern sonst auferlegt, wenn man eben in Betracht zieht, daß es ein „Professor der Theologie“ ist, der sie ausspricht; sie würden allein hinreichen, dem Buche das außerordentlichste Verdienst zu sichern. In dieselbe Kategorie gehört für mich, was Sie von den bitteren Früchten jeder Staatsordnung sagen, die an ihr Ziel gelangt ist. Wäre der Zustand eine Kultur, in dem wir leben — welche olympische Feier hätte das Siegesfest vom 2. September werden müssen! Und was wurde es? Ein nach ängstlichem Programm in den engsten Grenzen des politisch Conventionalen abgewickelteres Ceremoniell. Wenn aber erst die Kultur angebrochen ist, die „wert ist, gegen das Christentum recht zu behalten“, wenn dieser Gedanke, für mich der herrlichste und wertvollste Ihres ganzen Buches, ins Leben tritt, wie ihn Richard Wagner in großartigster Antezipation in Musik gesetzt hat, dann, Herr Professor, wollen wir singen, würde ich sagen, wenn mir nicht einfiele, was mein seliger Vater von einer ersehnten Zukunft zu sagen pflegte: „Dann werden die Jungens wohl mit meinen Knochen nach den Birnbäumen werfen.“ Freuen wir uns denn bei lebendigem Leibe desto mehr unseres Wagner, für den wir, wie gern! unser Kaiserreich aufbieten wollten! Es lebe die Welt, in welcher er eine organische Stelle hat, denn da wird auch gegen das Christentum Recht behalten! Und wenn Sie das auch nicht haben sagen wollen, so gönnen Sie einem Musiker, der's auch „nötig hat“, doch die Freude, daß ein Alter in das Lied einstimmen gehört wird, welches unser dionysischer Lockvogel, der Friedrich Nietzsche, so resolut gesungen hat.“

Man sieht, wie sehr noch ohne Vorbehalte und wie freimütig und unabhängig Nietzsches Freunde, ohne sich jemals innerlich sklavisch an Wagner verkauft zu haben, aus einer ehrlich empfundenen Übereinstimmung der Ziele heraus mit Wagner ein zu-

künftiges Bündnis zu schließen gedachten — freilich mit dem Wagner, der Recht behalten sollte gegen das Christentum. Die eigenen Zielsetzungen waren vorhanden; man begrüßte in Wagner, den unermutet dank einer großen Gunst des Schicksals von außen hereingetretenen Erreicher und Erfüller dieser frei von ihm ins Auge gefaßten Ziele. Die Briefe von Fuchs, oft mit Notenbeispielen versehene wahre Abhandlungen, wurden zwischen Nietzsche und Overbeck auch in Zeiten ihrer Trennung ausgetauscht. Mehrere von Overbecks Fuchs-Briefen tragen handschriftliche Bemerkungen aus Nietzsches Feder; „Fuimus, fuimus Troes“ heißt es auf den Blättern, in denen Fuchs den Plan seiner Übersiedelung nach Basel darlegt. Aus dem Hotel Piz d'Nela in Berglün, wo im Sommer 1874 Nietzsche mit Romundt hauste, schrieb er auf den zur Einsicht erhaltenen sechzehnseitigen Brief des Dr. Fuchs an Overbeck eigenhändig: „Herzlichsten Gruß von den zwei Bergkühnen, als welche in ihrer Art [wir] die einzigen in diesem Hotel sind. Gespräche über Universitätsphilosophie und Reinlichkeit des Körpers geführt. Heute, Montag, soll die Arbeit losgehen. Deine Getreuen.“ Später, als die Anhängerschaft an Wagner bei Nietzsche den Charakter des Überschäumens mehr und mehr an einen Zustand gärender Zersetzung auswechselte, wurde auch die junge Bekanntschaft mit Fuchs, da sie sich doch vorwiegend auf dem heißen Boden musikalischer Prinzipienfragen zu bewegen hatte, durch Nietzsches gerade und schroffe Art derb in Mitleidenschaft gezogen; Overbeck wurde zum Schiedsrichter aufgerufen — darüber darf aber nicht vergessen werden, daß der Einklang zu Recht bestand, und Fuchs unter die kleine Schar derer zu rechnen ist, die für Nietzsche eintraten und zum Verständnis seiner philosophischen Intentionen reif waren.

Née — Berufs-
philosoph

Indessen, gerade was das streng philosophische Verständnis anbetrifft — Nietzsches Freunde waren Schopenhauer-Enthusiasten; sattelfeste Sachphilosophen waren sie, Romundt ausgenommen, nicht. Nietzsche selbst macht darin keine Ausnahme. Die Philosophie war ihm damals noch Liebhaberei. Er arbeitete, so fern er fachwissenschaftlich arbeitete, sein altphilologisches Pensum auf, und wenn er das auch mit reichlichen Seitenblicken ins Universale und Metaphysische tat — noch befand er sich unter den Dilettanten. Man kann also nur rein schon in abstrakter Folgerung von der Ausfüllung einer hindernd empfundenen Lücke

reden, sobald der Freundeskreis sich noch ergänzte durch einen Mann, der von Hause aus zum unabhängigen Denker berufen war. Diese, abgesehen von jeder persönlichen Färbung von vornherein grundsätzliche Wichtigkeit ist der letzten freundschaftlichen Bekanntschaft zuzusprechen, die Nietzsche in der ersten Hälfte seiner Basler Zeit noch schloß, seiner Bekanntschaft mit Dr. Paul Rée. Nietzsches Schwester schildert die Anknüpfung mit Rée folgendermaßen (Biographie II, S. 271 f.): „Er kam im Sommer 1874 nach Basel, einen Freund zu besuchen, mit dem auch Fritz befreundet war; bei dieser Gelegenheit lernte ihn mein Bruder kennen, ohne ihm näher zu treten. Übrigens war Dr. Rée vier Jahre jünger als Fritz, blickte mit außerordentlicher Verehrung zu ihm empor und stand zu ihm in dem gleichen Verhältnis, wie eine ganze Anzahl jüngerer Leute, die meinen Bruder in der Nähe oder aus der Ferne bewunderten. Fritz interessierte sich für ihn, wie er sich für alle Bekannte und Freunde seiner Freunde interessierte. Dies Interesse wurde lebhafter und persönlicher, als er durch Zufall ein Büchlein in die Hand bekam, dessen anonymen Verfasser Dr. Rée war; es hieß: „Psychologische Beobachtungen aus dem Nachlaß von ***.“ Die Freude meines Bruders an diesem kleinen Werk ist nur zu erklären, wenn man bedenkt, daß er lange Zeit seine neue Denkungsart in sich verschließen mußte, da er in keiner Freundesbrust einen freudigen und verständnisvollen Widerhall fand.“ Mit Rée konnte Nietzsche „eine Sprache sprechen, die seine Freunde nicht verstanden. Das machte ihn glücklich und blind für den Wert dieses kleinen Buches. Dr. Rée war auch ganz erfüllt von Dankbarkeit über meines Bruders allzugütige Beurteilung seines Erstlingswerkes.“ — Was aus der Overbeck'schen Tradition zu diesem Punkte beizubringen ist, verstärkt den Sachverhalt, wie ihn die Biographie beschreibt. In der Tat war den Freunden das Prinzipielle an der Begegnung Nietzsches mit Rée entgangen; erst hinterher haben sie eingesehen, daß hier eine Ergänzung vor sich gegangen war. Welches Gewicht Overbeck jener Vorstellung Rées in der Baumannshöhle beimaß, bekennend folgende Aufzeichnung von seiner Hand: „Von keinem andern Moment in den Jahren, die ich durch täglichen Verkehr mit Nietzsche verbunden zubrachte, bedaure ich das Versäumnis, das ich begangen, indem ich eine gleichzeitige Aufzeichnung über diesen Verkehr unterließ, mehr als von den Anfängen seiner Bekanntschaft mit Paul Rée im Sommer 1874.“ Hier wird bei der Dar-

stellung von Nietzsches Entwicklung zum selbständigen Denker anzuknüpfen sein.

Die innern
Wechsel-
beziehungen
zwischen
Overbeck und
Nietzsche



Wir können jedoch von jenen ersten Basler Jahren nicht scheiden, ohne die Früchte des Kontuberniums noch eingehender zu prüfen. Die übliche Behauptung, Overbeck habe unter dem Einfluß Nietzsches seine „Christlichkeit“ überhaupt erst konzipiert, fällt ohne weiteres dahin; außerdem hat Overbeck damals im Vorwort die Schrift de Lagardes „Über das Verhältnis des deutschen Staats zu Theologie, Kirche und Religion“, in zweiter Linie das Bekenntnis von D. F. Strauß als den unmittelbaren Anlaß bezeichnet, in einer eigenen Schrift Gedanken zusammen zu fassen, die in ihm natürlich älter seien als diese jungen Gelegenheiten, sie zu äußern. Ja, in späterer und später Zeit hat er gelegentlich angedeutet, in sein damaliges Freundschaftsverhältnis mit Nietzsche hätten wohl auch „widernatürlich“ Meister- und Schülerbeziehungen mit hineingespielt, was doch so viel heißen will, Nietzsche habe von ihm positive Anregung und Belehrung empfangen. Andererseits wird auch sonst immer deutlicher, wie sehr sich Nietzsche überhaupt nach stofflicher Bereicherung unermüdlich umsaß und unbedenklich zugriff, wo er das Gute fand. In einer Anzeige von Jakob Burckhardts „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ fand sich als Seitenhieb die Bemerkung mit eingestreut, nebenbei bemerkt, könne man aus dem genannten Bande auch ersehen, wo Bartel-Nietzsche den Most geholt habe. Eine derart absprechende Betonung einer gedanklichen Abhängigkeit Nietzsches ist, wie wir sahen, in diesem Fall doppelt unangebracht; weder Nietzsche noch die Biographie seiner Schwester haben ein solches Schülerverhältnis zu Burckhardt irgendwie in Abrede gestellt. Schwerer hält es den Einfluß Overbecks stofflich aufzuzeigen. Die Berührungen sind selbstverständlich und, wo sie deutlich ins Auge springen, gleich so innig ineinander überfließend, daß sich die Umrisse des Dein und Mein verwischen. Desto stärker müssen wir die allgemeine Tatsache des unablässigen Austausches unterstreichen und uns im übrigen damit begnügen, einige sinnfällige Berührungspunkte herauszugreifen.

Auch da mag der blinde Zufall das eine oder andere herbeigeführt haben. Im Jahre 1871 stattete Overbeck im Hotel zu den drei Königen der Prinzessin Trubekskoi, zu der seine Familie von

Petersburg her Beziehungen unterhielt, und die sich eben auf der Durchreise befand, seinen Besuch ab. Sie empfahl ihm ein religiöses englisches Buch: „Ecce homo“ — a survey of the life and work of Jesus Christ, London 1886. Ob wohl Nietzsche damals das Buch auf Overbecks Schreibtisch liegen sah? Ob sich dessen Titel seinem Gedächtnis einprägte? — Die Reihe der „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ gerade mit der Polemik gegen Strauß zu eröffnen, geht doch wohl sicher auf die Fragestellung zurück, die Overbeck in seiner ganz ausgesprochenen theologischen Abseitsstellung an dieses Modebuch heranbrachte. Aus der Zusammengehörigkeit dieser Schrift mit Overbecks gleichzeitig entstandener „Streit- und Friedensschrift“ hat Nietzsche keinen Hehl gemacht. Overbeck hatte, während Nietzsche in den Osterferien 1873 Bayreuth besuchte, zur Feder gegriffen und den heimgekehrten Freund durch die Mitteilung überrascht, daß er ungefähr fertig sei, Mitte Mai konnte er ihm die seine Niederschrift abschließende Vorrede vorlesen. Nietzsche bestand darauf, beide Hefte seinem Verleger anzuvertrauen. Sie erschienen denn auch gleichzeitig bei Friess in Leipzig. Der eine wie der andere ließ die Zwillinge in einen Band binden und Nietzsche versah beide mit denselben Widmungsverse:

„Ein Zwillingspaar aus einem Haus
ging mutig in die Welt hinaus,
Welt-Drachen zu zerreißen.
Zwei-Väterwerk! Ein Wunder war's!
Die Mutter doch des Zwillingspaares
Freundschaft ist sie geheißt!“

Nietzsche schrieb Overbeck überdies noch die Unterschrift dazu: „Der eine Vater dem andern.“ Dieses beides steht auf der Rückseite des krönenden Deckumschlages zu „Strauß“, auf der Vorderseite hat Nietzsche überdies mit eigener Hand geschrieben: Wahlspruch, „Das Leben ist kurz; man muß sich untereinander einen Spaß zu machen suchen.“ (Goethe.) Wirft man einen Blick auf die ersten Seiten von „David Strauß, der Bekenner und Schriftsteller“, so meldet sich unwillkürlich die Erinnerung an mehr als eine Briefstelle an Treitschke. Overbecks immer wieder zutage tretende Überzeugung scheint hier durch Nietzsche auf einen abschließenden, klassischen Ausdruck gebracht, und inhaltlich ist doch gewiß die vernichtende Kritik der religiösen Prätensionen am „alten und neuen Glauben“ auf Overbecks Belehrung zurückzuführen. Auch an der

Ecce homo
und anderes

Der Zwilling:
Strauß-Christlich-
keit

berühmter gewordenen Kritik des deutschen Philisters als Bannerträger des neuen Reiches mag er Anteil haben; das eigentlich Bleibende freilich, das geflügelte Wort vom Bildungsphilister wurde das erste Kabinettsmeisterstückchen der messerscharfen Sprachschneidkunst Nietzsches. In dem Haymschen Buch über die „Romantische Schule“ soll das Wort Bildungsphilister vorkommen. Nietzsche hätte es also nicht zuerst oder allein gebildet. Daß er aber von sich aus darauf verfallen ist, darf bei dem von ihm bestimmt erhobenen Anspruch auf die Vaterschaft nicht bezweifelt werden. Hayms „Schopenhauer“, der 1864 erschien, hat Nietzsche gekannt (Briefe I. S. 49); das Romantikbuch trägt die Jahreszahl 1870.

Von besonderem Gewicht wäre ein genauer Aufschluß darüber, was Overbeck in seiner Eigenschaft als kritischer Theologe Nietzsche habe sein können. Eine derartige „widernatürliche Meister- und Schülerbeziehung“ hat nach Overbecks eigener Aussage tatsächlich bestanden; sie ist aber für uns später in ihrer Fortdauer und in ihren Nachwirkungen durchsichtiger, als in ihrer Entstehungszeit. Jedenfalls ist sie von Anfang an schon von sehr differenzierter und fortgeschrittener Art gewesen; denn die groben Anfangsgründe in der Kritik am Christentum brauchte Nietzsche damals wahrlich nicht mehr nachzuholen, er, der in einem seiner Pförtner Schüleraufsätze bereits April 1862 über das Christentum ein Wörtchen zu reden wußte, das selbst in seinem „Antichrist“ nicht übel am Platze wäre (Biographie I, 321): „Daß Gott Mensch geworden ist, weist nur darauf hin, daß der Mensch nicht im Unendlichen seine Seligkeit suchen soll, sondern auf der Erde seinen Himmel gründe; der Wahn einer überirdischen Welt hatte die Menschengeister in eine falsche Stellung zur irdischen Welt gebracht.“ Man wird sagen dürfen: für die eigene Person kam das Christentum bei Nietzsche überhaupt nicht in Betracht; an seiner Umgebung hätte er es sehr wahrscheinlich gelten lassen, besonders wenn es ihm, wie es bei seinen Angehörigen oder den befreundeten Basler Familien der Fall war, an Leuten, die er aufrichtig schätzte, als ihr Höchstes entgegentrat. Nun aber verkehrte er täglich mit einem Kollegen, der das Christentum als historische Größe zum Gegenstand einer imponierenden Gelehrsamkeit machte, und so wird denn Overbeck rein im allgemeinen als die Ursache zu bezeichnen sein, daß Nietzsche sich fortan zum Christentum nicht gleichgültig verhielt.

Von einer deutlichen Anlehnung an eine Partie der Overbeckschen „Christlichkeit“ könnte bei Nietzsche höchstens an jener Stelle

Nietzsches
Gleichgültigkeit
gegen das
Christentum

der „zweiten Unzeitgemäßen“ die Rede sein, wo er von dem allgemein beliebten Popularisieren der Wissenschaft handelt und damit ein Hauptthema der Overbeckschen Schrift aufgreift. Aber gerade dieses Beispiel beweist, wie ganz von selbst sogar ein solcher Anflang alsbald Niezsches Eigentum wird durch die geistreiche eigene Ausdeutung, die er den in ihm angeregten Gedanken sofort verleiht. Weit mehr als durch die Lieferung des einen oder andern Motivs dürfte sich Overbecks Anteil an Niezsches wunderbarem Essay „*Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*“ in der Art befunden, wie er für die eine Art von Historiker, die Niezsche von zwei andern unterscheidet, gewissermaßen Modell gestanden hat. Scheint Niezsche auf den Begriff einer „antiquarischen“ Historie etwa durch die Anschauung geführt worden zu sein, die ihm gelegentliche Besuche in der Basler historisch=antiquarischen Gesellschaft von den Selbst=Erinnerungsversuchen des Haus=, Geschlechts= und Stadtgeistes nahelegten, so entsprang gewiß dem Umgang mit Overbeck die scharf umrissene Silhouette vom Begriff der „kritischen“ Historie: „Ein historisches Phänomen, rein und vollständig erkannt und in ein Erkenntnisphänomen aufgelöst, ist für den, der es erkannt hat, tot: denn er hat in ihm den Wahn, die Ungerechtigkeit, die blinde Leidenschaft und überhaupt den ganzen irdisch undunkelsten Horizont jenes Phänomens und zugleich eben darin seine geschichtliche Macht erkannt. Diese Macht ist jetzt für ihn, den Wissenden, machtlos geworden: vielleicht noch nicht für ihn, den Lebenden.“ Ebenso sicher ist dann aber, daß Niezsche die dritte, am höchsten stehende Art der Historie, die „monumentalische“, aus seinen eigenen Seelentrieben unmittelbar abgeleitet hat; muten uns doch die herrlichen Dinge, die er darüber zu sagen weiß, wie ein frisch erlauschtes Geheimnis an. Als Zögling Burckhardts ließ er hierin sogar diesen seinen Meister tief unter sich zurück²⁷.

Doch zielen diese Erwägungen, in wie enger geistiger Fühlung er sich mit Overbeck damals jedenfalls befunden habe, gar nicht so sehr auf bestimmte Ergebnisse in dieser Hinsicht ab, als es sich darum handelt, Overbeck des weiteren in seiner Befähigung zum Gewährsmann auszuweisen. Aus Overbecks Feder stammen nämlich eine Reihe überraschender Parallelen, durch die er Niezsche in eine unwürdige Abhängigkeit von andern Schriftstellern versetzt haben soll. Tatsächlich handelt es sich aber nur um die nur ihm mögliche Anwendung jener langjährigen Beobachtungen in

Overbeck als
Modell für die
„kritische“ Art
der Historie

Overbecks
psychologisches
Tatgefühl

Nietzsches Werkstätte auf die fertige Gedankengestalt in seinen Werken. Nur grobe Mißdeutung kann hier Overbeck den Vorwurf des Plagiats in die Schuhe schieben; indem er Vergleichspunkte feststellte, übte er, selbst wenn dabei die eine oder andere Abhängigkeit im Spiele wäre, ein gerechtes Richteramt aus; denn jede auch nur einigermaßen aufhellende Kontaktsetzung dieser Art bedeutet einen wichtigen Beitrag zu Nietzsches psychologischer Struktur. Angesichts der geradezu verwirrenden Polyphonie in Nietzsches Begabung muß man für jeden Hinweis auf einen wirklichen Stützpunkt dankbar sein. Overbeck hatte ausgiebige Gelegenheit gehabt, sein Gehör zur Unterscheidung verborgener Resonanzen zu verfeinern. Er hatte Nietzsche von vornherein jede Empfänglichkeit freigegeben, ohne damit auch schon die Originalität in Frage zu stellen. Solche Aussagen aus seinem Munde fallen deswegen so beträchtlich ins Gewicht, weil sie als Ergebnis seiner langsamen Schulung am Objekte selbst zu gelten haben.

Overbeck über Nietzsches Rezeptivität

Nietzsches Divinationsvermögen bei der Lektüre



Uebersaus charakteristisch für Nietzsches Art, Menschen und Bücher zu kennen, insbesondere ungefähr nichts davon zu wissen und doch ihren Wert richtig zu empfinden, ist ein Brief Nietzsches an Fuchs! Daß er Fuchsens „Zukunft des musikalischen Vortrags“ nicht gelesen hat, sagt er selbst geradezu, aber auf Umwegen gibt es sein Brief in seiner Weise noch viel deutlicher zu erkennen und zu verstehen. Nietzsche hat die „Hefte“ nicht gelesen, nicht nur, weil es seine Augen ihm verboten, sondern auch, weil er vor den nicht gelesenen Hefen sofort auch mit seinen eigenen alten rhythmischen Studien erfüllt war²⁸. Mit der Erinnerung daran ist er auch sofort gegen Fuchsens Gedanken verschlossen, so daß er diese, obwohl er sie begeistert begrüßt, geradezu ablehnt. Wie konnte er nun „begeistert begrüßen“ und „ablehnen“, jedes für sich und beides zugleich, was er nicht kannte? Er konnte es eben, und beweist es mir mit unvergleichlicher Beredsamkeit mit seinem Brief. Er gibt zweifellos damit Fuchs „eine Lektion“, aber, wie ist diese Lektion ermunternd! Hat das aber nur der Adressat des Briefes verstanden? Sein Vermögen dazu ist mir nicht im mindesten zweifelhaft. Auf jeden Fall frage ich mich aber, was mit der Publikation solcher Briefe das große Publikum soll, die selbst die in ur-

springlicher Beziehung dazu stehenden Personen kaum verstehen können, jedenfalls nur stets „zwischen den Zeilen“ lesend, wie Nietzsche selbst las, mit der ihm so eigentümlichen „Menschenkenntnis“ las?

Nietzsche hat stets ein besonderes Interesse für Pascals Persönlichkeit gehabt, und gewiß bestand zwischen ihnen eine große Geistesverwandtschaft. So in Hinsicht auf den passionierten Charakter des Denkens, den Drang nach Wahrheit, den Skeptizismus, den Widerwillen gegen „Autoritäten“ bei Pascal. Den größten Unterschied zwischen Pascal und Nietzsche indessen nimmt man jedenfalls beim Punkte ihrer Religiosität wahr. Das Christentum war der Boden, auf dem Pascals Passion im Denken hervorgewachsen war. Nietzsche war vielmehr passioniert irreligiös. Das Gewächs, das so verschieden aussah, war aber bei beiden dennoch auffallend ähnlich. Auch Pascal ist keineswegs ein Christ wie andere, auch er ist es nur in seiner Weise und trägt mit dem Christentum an Ketten, an denen er schüttelt und reißt. Aber bei ihm kommt's, obwohl sein Freiheitsdrang gewiß nicht geringer, vielleicht noch größer ist, doch zu keinem Zerreißen der empfundenen Ketten. Sie werden bei ihm doch eben nicht nur als solche empfunden. Pascal war mit dem Christentum wirklich zusammengewachsen, es war sein Lebenselement, und er beweist vielleicht auch wie sonst niemand, daß dieses Christentum doch nicht das reine Todesprinzip gewesen ist, das Nietzsche daraus gemacht hat.

Pascals starke Abneigung gegen allen Schwulst und Prunk im Stil hat Nietzsche geteilt, doch ist das ein Punkt, bei dem zugleich auch besonders deutlich die tiefen Verschiedenheiten, die bei aller Verwandtschaft zwischen Nietzsche und Pascal bestanden, hervortreten. Besagte Abneigung war bei Pascal ungleich tiefer, und jedenfalls verbirgt sie Nietzsches eigener, durch Prunk, Faltenreichtum und kunstvolle Appretierung geradezu besonders charakteristischer Stil weit vollständiger als Pascals gedrungener, ja geradezu ramassierter und jedenfalls in dem genannten Stücke wirklich enthaltfamer Stil. Hier gehen sie wirklich weit auseinander, und wie von Pascal, entfernt sich Nietzsche hier auch von Schopenhauer. Nietzsche ist weit mehr als diese beiden im üblen Sinne Rhetor, und wird in dieser Hinsicht zu seinem Vorteil weit eher etwa mit Lagarde verglichen.

Mir ist schon Nietzsche zu „rhetorisch“, wie echt und auf realer Empfindung ruhend ist aber seine Rhetorik im Vergleich zu der

Nietzsche und
Pascal

Lagarde

Lagarde! In der Selbstbespiegelung leisten beide großes, doch wie viel stärker ist dabei das Element der Eitelkeit in Lagarde Selbstbespiegelung! Solcher Geschmacklosigkeit war Nietzsche unfähig, wie Lagarde bei der Verlegung seiner Verherrlichung ins jüngste Gericht in dem gleichnamigen Gedicht. Nietzsche maß sich doch am Lebendigen und Wirklichen, nur Lagarde gerät beim Geschäft buchstäblich in Ekstase und misst sich selbst mit dem Jenseitigen. So „ernst“ wie dieser Schulmeister nahm sich Nietzsche nicht.

Herder und
Schiller

Nietzsches Charakteristik Herders („Der Wanderer und sein Schatten“, Aph. 118) beleuchtet ihn selbst (und seinen Stil) mit nicht unbedenklicher Grellheit. Mindestens erscheint Herder, dank diesem von Nietzsche selbst gegebenen Winke, vorzüglich geeignet, um über ihn zu orientieren. Denn ist er freilich doch auch wiederum von Herder überaus verschieden, doch vielleicht nur, weil er einem späteren Zeitalter angehört. Doch glaube ich, daß Nietzsche wirklich und außerdem der viel feinere Mensch und Moralist war. Wenn er insbesondere — was nicht einmal an der angeführten Stelle hervortritt — mit Herder die Eigenschaft des *moine détroqué* teilte, so hat er gerade auch für diesen Typus einen viel feineren und originelleren, ihn steigernden und doch veredelnden Ausdruck gefunden, als Herder es je vermocht hätte. Und doch klingt auch die Zarathustragestalt Nietzsches auffallend an Herders Gedankenwelt an. — Wenn Nietzsche von Schiller sagt, er habe, gleich vielen andern deutschen Künstlern, geglaubt, man dürfe, wenn man Geist habe „über allerlei schwierige Gegenstände auch wohl mit der Feder improvisieren“ (ebenda Aph. 123), so trifft das auffallend auf ihn selbst zu. Nur daß man jede Entdeckung derart bei Nietzsche mit der Anerkennung zu begleiten haben wird, daß niemand die Gefahren seiner Travers besser kannte als er. Nietzsche hat denn auch in der Tat „in der Wissenschaft mitzureden“ kaum affektiert. Er hat es wenigstens nicht getan, ohne sich nach eigenen Formen dazu umzusehen, welche sein Tun mindestens verhüllten, wenn nicht ganz verdeckten. Selbst sein Stil war dabei mehr ein Spiel, als ein Prunkgewand.

Proudhon

Nietzsche hat in der Energie seines Widerwillens gegen den Idealismus seinesgleichen an Proudhon 3. B., für welchen der Idealismus „l'instrument de toutes les séductions, le principe de toutes les mystifications et abominations de la terre“ ist. Antipodisch verhält sich aber Nietzsche zu Proudhon durch seinen

Immoralismus. Denn Proudhon ist wohl Antiidealist, aber zugleich nicht minder leidenschaftlicher Moralist, als welcher er den Rousseau z. B. verurteilt als den Mann, „en qui la conscience n'était pas en dominante“. Darin vor allem läßt aber Nietzsche an Rousseau denken. Auf jeden Fall ist aber bei jeder Kritik Nietzsches sein Antiidealismus vor allem in Rechnung zu ziehen. Mit einem blassen, noch dazu retrospektiv seufzenden Bekenntnis des Idealismus des vorigen Jahrhunderts ist hier nichts auszurichten. Den Idealismus ausgenommen, ist was Proudhon an Rousseau abstieß, gerade was Nietzsche mit ihm gemein hat, die Eigenschaft des „Artisten“, des Philosophen, des Mannes „en qui la conscience n'est pas en dominante“. Nietzsche wollte kaum weniger sein als moralischer „Brüllochse“, so sehr die conscience bei ihm, wenn man ihn mit dem Durchschnitt der Menschen vergleicht „en dominante“ sein mochte, aber sich zu dieser „Domination“ bekennen doch nicht, und das hätte für Proudhon zu entristeter Abwendung von ihm genügen mögen. Doch so groß der Unterschied der Denkweise beider sein mag, die Züge der größten Verwandtschaft sind ebenso unverkennbar, und die Vergleichen würde überhaupt lohnen. Und zwar aus al l g e m e i n e m psychologischen oder auch literar-historischem Interesse, nicht in dem der Kritiker, die darauf aus sind, Nietzsches Schriften ungefähr auf Reminiscenzen seiner Lektüre zurückzuführen. So ausgebreitet diese bei ihm war, doch für seine Kritik eine vorzüglich unsinnige Methode! Spuren seiner Bekanntschaft mit Proudhon fehlen mir überdies jedenfalls vollständig, sowohl in meinen Erinnerungen aus den täglichen Gesprächen der früheren Jahre unseres Verkehrs, als auch aus meiner sonstigen Kenntnis der Menschen und Dinge, die ihn beschäftigt haben. Selbst Nietzsches Aristokratismus und Antisozialismus ist ein zweifelhaftes Unterscheidungsmerkmal. Denn mit Proudhons Demokratismus und Sozialismus hatte es auf jeden Fall auch seine eigentümliche Bewandnis. Jedenfalls waren beide leidenschaftliche Individualisten, wie denn auch ihre Religionskritik starke Ähnlichkeiten zeigt.

Frau El. Förster behauptet unbedenklich Unbekanntschaft Nietzsches mit Stirner. Die ganze Frage ist aber erledigt, nachdem ich aus einem alten Ausleihebuch der Basler Bibliothek im Februar 1899 ermittelt habe, daß Baumgartner am 14. Juli des Jahres 1874 das Stirnersche Werk von dort entliehen hat, d. h. noch im selben Semester, in welchem er nach seinem Abgang vom

Stirner

Basler Pädagogium als ein Lieblingsschüler Niebhsches sein Studium hier begonnen. Er hatte das ganze Semester zu Niebhsches intimstem Umgang gehört, und hat, wie ich nun von ihm selbst mir habe bestätigen lassen, das Stirnersche Werk damals lediglich auf Niebhsches wärmste Empfehlung kennen lernen. Wenn aber Niebhsche darnach Stirner auf jeden Fall gekannt hat, so bleibt daneben die auffallende Tatsache, daß soviel ich sehe, die Baumgartnersche Einsichtnahme von Stirner im Sommer 1874 die einzige direkte Spur einer Bekanntschaft Niebhsches mit Stirner ist. Nicht nur, daß Niebhsches Werke, soviel bis jetzt konstatiert ist, keine weitere Spur davon enthalten, sondern außer Baumgartner teilen sämtliche mit Niebhsche damals intim verkehrenden Personen Frau Försters gänzlichliches Nichtwissen von einer Lektüre Stirners durch Niebhsche. Ich selbst, aber auch Köselitz und Romundt²⁹. Meine Frau zwar hat Erinnerung an einen Besuch Niebhsches bei uns im Winter 1878/9, bei welchem er von zwei ihn soeben lebhaft beschäftigenden ganz eigentümlichen Käuzen gesprochen habe, Klinger (mit seinen Aphorismen) und Stirner. Doch habe er von letzterem nur mit einer sichtlichen Scheu gesprochen und auch nicht ohne Umstände seinen Namen vorgebracht, übrigens beide Leute auch uns zur Kenntnismahme empfehlend. An diese Scheu habe ich zwar die lebhafteste Erinnerung, nur daß mir seltsamerweise alles Stirner Betreffende dabei vollkommen entfallen ist, wenigstens der Name.

Mitteilbarkeit
und Verschlossen-
heit bei Niebhsche

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Niebhsche sich bei Stirner eigentümlich verhalten hat. Wenn er aber seine große habituelle Mitteilbarkeit bei ihm nicht ungehemmt hat walten lassen, so ist freilich das ganz gewiß nicht geschehen, um irgend einen Einfluß auf ihn zu sekretieren (der im genauen Sinne gar nicht vorhanden ist), sondern weil er von Stirner einen Eindruck empfangen hat, mit dem er im allgemeinen für sich allein fertig zu werden vorziehen mochte. Ich spreche hierbei aus meiner persönlichen Erfahrung von Niebhsches Art, insbesondere von seiner von keinem, der ihn gekannt hat, zu bezweifelnden, ganz ungewöhnlichen Mitteilbarkeit. Eben diese war mit einer ebenso ungewöhnlichen „Verschlossenheit“ verbunden. Er war nichts weniger als ein Mensch, der „das Herz auf der Zunge hatte“, soviel man von ihm auch von „Herzensgeheimnissen“ hörte, die andere für sich zu behalten pflegen. Gerade was ihn lebhaft beschäftigte, behielt er mit unvergleichlicher Energie in seiner Gewalt. Es drängte mit ungewöhnlicher Mächtigkeit aus ihm heraus und konnte doch unter

niemandes Verschuß sicherer stehen. Wie wählerisch er bei aller Fülle seiner Mitteilungen war, davon habe ich vielfältige Erfahrungen gemacht, keine, von der ich einen lebhafteren Eindruck behalten hätte, als die mit seinen zu mir im Jahre 1874/75 getanen Äußerungen über Wagner und seinen Lohengrin gemachte. Sie antizipierten schon damals den „Fall Wagner“ und tauchten im Moment für mich, zu eigener größter Überraschung, blitzartig auf, um ebenso und zwar für Jahre zu verschwinden. Denn so lange ließ Nießsche dergleichen in unserem Verkehr nicht mehr dem Zaun seiner Zähne entfahren, und für die Welt schrieb er 1876 Richard Wagner in Bayreuth. Die Annahmen, die ich hier über sein Verhalten zu Stirner mache, enthalten nur die Voraussetzung, daß der von dessen Werk empfangene Eindruck auf Nießsche ein starker und besonders beschaffener war. Diese Voraussetzung wird aber, wie ich meine, mir nicht so leicht bestritten werden. Ich behaupte demgemäß, daß Nießsche Stirner gelesen hat und vermute, daß er mit dem erhaltenen Eindruck besonders haushälterisch verfahren ist. Das mag für Gegner seiner Bücher ohne weiteres die Folgerung begründen, daß er ein Plagiator gewesen ist. Wer ihn selbst bekannt hat, wird hieran nur zu allerlezt denken.



Über die Empfänglichkeit Nießsches in jener ersten Basler Zeit hat sich schon Leo Berg in seinen Charakteristiken (laut Biographie I, S. 54) vernehmen lassen: „Er bietet uns in jenen Tagen den schönsten Typus eines deutschen, von Dankbarkeit und Pietät erfüllten Jünglings, voll glühender Leidenschaftlichkeit für seine Götter und Heroen, Artist durch und durch, der nicht anders verehren kann, als indem er das Verehrte verschönt und vergoldet, das heißt idealisiert, und voll jener geheimen Artisten-Ironie, die jeden Schenkenden insgeheim zum Beschenkten macht, die, indem sie dessen rechte Hand ergreift und sie für das Silberstück inbrünstig küßt, ihr auch schon in die linke ein Goldstück drückt!“ Die Richtigkeit dieses Gesichtspunktes im allgemeinen kann man jedoch nur dann gelten lassen, wenn der empirische Befund eines Nächstbeteiligten, wie es Overbeck für den Zeitraum der „Unzeitgemäßen“ vor allen andern ist, in keiner Weise verwischt wird. Nach seinem ausführlichen, auf sorgfältige Beobachtungen und Vergleichen gegründeten Zeugnis wird wohl nicht länger zu leugnen sein, daß Nießsche eine weitgehende Befruchtung durch

Bereicherung
nicht Plagiat

mannigfaltige Vorgänge auf sich zugelassen habe und zwar in einer für ihn charakteristischen, jedenfalls nicht als Plagiat zu bezeichnenden Form. Gerade wenn man der Originalität von Nietzsches Denkerschaft auf den Grund zu kommen wünscht, darf man dem Eingeständnis dieser seiner Abhängigkeiten nicht um der Befürchtung willen ausweichen wollen, seine Ursprünglichkeit werde dadurch ungerecht herabgemindert. Es ist Overbecks Verdienst, diese bisher übersehene, aber durchaus integrierende Art von Nietzsches Rezeptivität aus intimer Beobachtung heraus formuliert zu haben — ein Nachweis, der wahrhaftig am wenigsten dazu angetan ist, Nietzsches Originalität zu schmälern, sie uns vielmehr dort aufsuchen heißt, wo wirklich Nietzsches Stärke lag: in seinem Argwohn gegen die herrschende Moral und in seinem psychologischen Witterungsvermögen.

Nietzsche und
Schopenhauer

Nietzsche selbst hat seinem philosophischen Werdegang die Etikette Schopenhauer aufgeklebt. Das gibt uns den Ausgangspunkt. Als erstes gilt es ins Auge zu fassen: seine Herkunft von Schopenhauer und der allmählich sich herausbildende Kontrast zu ihm. Das dritte Stück der „Anzeitgemäßen Betrachtungen“ öffnet uns ja genugsam die Augen darüber, daß Nietzsche diesen seinen „Erzieher“ mehr auf seine Anregungskraft als auf seinen Lehrgehalt hin wertete. Er war Schopenhauers Jünger nach dem altgriechischen Brauch der freien Philosophenwahl, des persönlichen Anhangs an einen Meister. Dennoch ist um die genaue begriffliche Analyse des Verhältnisses von Nietzsche zu Schopenhauer nicht herumzukommen. Sie ist schon öfters in verschiedenem Umfange und wechselnder Gründlichkeit unternommen worden. Neuerdings von Georg Simmel in seinem Buche „Schopenhauer und Nietzsche. Ein Vortragszyklus“. (Leipzig 1907.) Die Richtlinien seiner Untersuchung sind hier wiederzugeben. Der negative Angelpunkt beider Philosophen ist ihr gegensätzliches Verhältnis zum Christentum und zwar unter dem Gesichtswinkel der Teleologie. Das Christentum hat deshalb der historischen Menschheit zur Erlösung und Erfüllung werden können, weil diese um die Wende unserer Zeit über den sich zusehends verbreiternden Lebensrealitäten den Sinn für das Leben eingebüßt hatte. Das Christentum gab dem Leben den absoluten Zweck zurück, indem es das Heil der Seele und das Reich Gottes den Massen als einen unbedingten Wert, als das definitive Ziel jenseits alles Einzelnen, fragmentarischen und Sinnlosen anbot. Nun haben sowohl Scho-

Gemeinsamkeit
der absoluten
Zwecksetzung

penhauer als Nietzsche das Christentum namentlich deshalb so leidenschaftlich bekämpft, weil sie es, kann man sagen, um diese absolute Zwecksetzung, um diesen durchsetzlichen, stoßkräftigen Zweckwillen beneidet haben. Aber dieser Übereinstimmung von Meister und Jünger folgt eine Reihe von Unterschieden auf dem Fuße. Die landläufige Sichtung zwischen Schopenhauer als Pessimisten und Nietzsche als Optimisten mag man als einen groben Überschlag in Kauf nehmen. Die Vergegensätzlichung ist viel durchgreifender und viel zarter verästelt; Simmel hat durch ein Geflecht mit feinen Maschen gesiebt. Wir greifen einige seiner Kontrastpaare auf: Schopenhauer ist ungeschichtlich; ihm ist das Geschichtliche ein einmaliges zufällig individuelles Sichereignen, das gegen die zeitlos wertvolle, allgemeine Idee gehalten, nicht mehr in Betracht kommt. Bei Nietzsche dagegen ruht das ganze Denken auf geschichtlichen Vorstellungsformen; der Stufencharakter des geschichtlichen Lebensprozesses, die Relativität seiner einzelnen Stadien hält ihn nicht davon ab, eine unendliche Summe zu ziehen, einen absoluten Wert zu bejahen, eine definitive Antwort zu erfragen. Sodann: für Schopenhauer ist die Überwindung die Vernichtung des empirischen Ich durch das reine Ich, ist die Verneinung des Willens zum Leben; für Nietzsche dagegen ist die Überwindung eine Steigerung, eine Kraftbewährung. Bei Schopenhauer endet es passivisch im Überwundensein, bei Nietzsche aktivisch im Überwinden: „Der Mensch ist etwas, das überwunden werden soll — aber nicht, weil er zu viel ist, weil er etwas in sich birgt, das ihm abgezüchtet werden muß, sondern weil er zu wenig ist, weil das Positive in ihm so gesteigert werden soll, daß er sich selbst, jedes gegebene Stadium seiner, hinter sich läßt.“ Für Schopenhauer gipfelt — sozial=altruistisch — alle Sittlichkeit in Mitleid, weil es die innerlich unmittelbare Form der Solidarität aller Menschen sei; Nietzsche — aristokratisch=egoistisch — stößt das Mitleid auf das heftigste von sich und verneint die „Gleichheit vor Gott“ — jenen Gedanken, in dem wir vielleicht nur ein ungeheures Übersteigern der Tatsache der Seele zu sehen haben. Endlich ist eine merkwürdige Kreuzung einer verschiedenen Begabung mit einer verschiedenen Gewinnchance das ausschlaggebende Trennungsmerkmal zwischen beiden: mit Nietzsche verglichen ist Schopenhauer unzweifelhaft der größere Philosoph. Er besitzt die geheimnisvolle Beziehung zum Absoluten der Dinge, das entscheidende Tiefenmaß des Himunterreichens, die Leiden=

Nietzsches
geringere Be-
gabung und
größeres Glück

schaft für das Ganze der Welt, während Nietzsche, den nicht der metaphysische, sondern der moralistische Trieb bewegt, an ihren Teilen hängen bleibt; ihm geht dieses Sichstrecken des subjektiven Lebens bis zum Boden des Daseins überhaupt ab über seiner ethischen Leidenschaft und über seiner psychologischen Genialität. Dennoch — obwohl unzureichender ausgestattet — der Sieg ist sein, die Sympathie des modernen Menschen entscheidet sich für Nietzsche. Daß das Leben seinem eigenen Sinne nach und in seinen innersten Energien die Möglichkeit und Gewähr dafür besitzt, zu vollkommenern Formen, zu einem Mehr seiner selbst und über jedes Jetzt hinauszuschreiten — dies ist doch wohl der große Trost und die Unverlierbarkeit des modernen Geistes, die durch Nietzsche zum Lichte der gesamten seelischen Landschaft geworden ist. Es gehört zur Tragik der Erscheinung Schopenhauers, daß er mit den besseren Kräften die schlechtere Sache verteidigt.

Es bleibt aber bei dem Geständnis von „Schopenhauer als Erzieher“, daß es über alle Gemeinschaft oder Zwietracht der Ansicht und des Bekenntnisses hinaus der pochende Pulsschlag, die Wucht des seelischen Pathos war, was Nietzsche in die Spuren Schopenhauers zwang. Das bestätigt sich auch in dem Bilde, das Schopenhauer in dem Herzen des Nietzsche-Mitjüngers Overbeck zurückgelassen hat.

Overbeck über Schopenhauer

Einflang von
Person und
Werk bei
Schopenhauer



ie Schopenhauers Philosophie überhaupt einen besondern Vorzug an der Tiefe hat, mit welcher sie in seiner Person begründet ist, so gilt das insbesondere von seinem Pessimismus. Das Beste daran ist die Lebendigkeit der Begründung, die er hat, in den vielbesprochenen Widersprüchen, die Schopenhauers eigene Lebensführung mit seinen Theorien zeigt. Er ist kein praktischer Prediger seiner Weltweisheit, weder im Vortrag, noch in einem großen und sehr erheblichen Teil seiner Lebensführung. Und doch ist sie praktisch so eindrucksvoll, weil hinter seinem Buch auch sein Genie redet und er einen so unvergleichlichen Schlüssel zum Weltverständnis, das er darstellte, an sich selbst hatte und eben von diesem Schlüssel bei seiner Darstellung so überwiegenden und einleuchtenden Gebrauch macht. Insofern stellt er seine Philosophie wirklich doppelt dar, durch die Art, wie er sie in seiner Person

hat und wie er sie aus dieser in seinen Werken heraussetzt. Er ist wirklich der Kenner des Lebens, das er schildert. Den Widersprüchen seiner Lebensführung und seiner Theorien dankte er z. B., daß er an sich selbst die lebendige und eindringlichste Begründung seines Pessimismus hat. Und so gehen diese Widersprüche überhaupt eben nur so weit, daß sie gerade dazu hinreichen, seinen Beruf zum Philosophen sicher zu stellen, aber nicht dazu, ihn fraglich zu machen. Gegen den oft gehörten Tadel, Schopenhauers Leben und seine Philosophie fielen besonders disharmonisch auseinander, muß vielmehr behauptet werden, daß sie sich in seltener Weise decken und ihre Harmonie nur in vorzüglicher Weise seinen Anspruch begründet, ein Meister der Philosophie zu sein.

Von echten, reinen und eigentlichen Philosophen unterscheiden sich auch ganz respectable Popularphilosophen kaum sonstwie häufiger und deutlicher, als durch den Eifer, mit dem sie beflissen sind, den Ansprüchen des sie umgebenden Lebens zu genügen und insbesondere bei der Religion die Philosophie in ein geradezu konfurrierendes Verhältnis zu ihr zu setzen. Womit sie aber nur die Philosophie ohne Nutzen kompromittieren. Die Philosophie hat nichts davon, und das Weltbild, auf dessen möglichst reine Darstellung es die Philosophie abzieht, ist nur getrübt durch Verwirrung der ewigen, Religion und Philosophie trennenden Schranken. Auch in diesem Stück erscheint mir Schopenhauer fast unvergleichlich groß als Philosoph. Man hat von religiösen Bedürfnissen bei Schopenhauer gesprochen (z. B. Joh. Volkelt, Artur Schopenhauer, Stuttgart 1900, S. 324 f.) und mag dazu guten Grund haben, doch hat Schopenhauer auch von diesen Bedürfnissen sich nie verleiten lassen, jene Schranken undeutlich zu machen, getreu der Wahrheit, der er als Philosoph durch die Zwiefältigkeit des Abbilds der Welt so unvergleichlich nachzugehen weiß, indem er sie darstellt, nicht nur wie er sie außer sich, sondern auch an und in sich erkennt. In der Menschenwelt bestehen nun einmal Religion und Philosophie nebeneinander, und so auch in Schopenhauer, der aber auch in sich ihr Auseinandersein festzuhalten vermag. Er wird zum Apologeten der Religion in der einzig erlaubten und legitimen Weise, nämlich durch sich selbst, wenn auch nicht durch seine Lehre. Insofern bekennt er sie durch die Tat, aber nicht mit Worten. Auf dieses letztere legt er sogar nicht das geringste Gewicht.

Die Reinheit von
Schopenhauers
philosophischen
Instinkten



Als Nietzsche später sein Leben von dessen höchster Stufe aus überblickte, erschien ihm sein Verhältnis zu Schopenhauer genau wie das zu Wagner als ein Vorwand, als eine Vordergrundkulisse. Er schreibt im „Ecce homo“ (laut Biographie II, S. 166): „Daß die mit den Namen Schopenhauer und Wagner abgezeichneten Unzeitgemäßen sonderlich zum Verständnis oder auch nur zur psychologischen Fragestellung beider Fälle dienen könnten, möchte ich nicht behaupten, — einzelnes, wie billig, ausgenommen. Im Grunde wollte ich mit diesen Schriften etwas ganz anderes als Psychologie treiben: — ein Problem der Erziehung ohnegleichen, ein neuer Begriff der Selbstzucht, Selbstverteidigung bis zu Härte, ein Weg zur Größe und zu welthistorischen Aufgaben verlangte nach seinem ersten Ausdruck. Ins große gerechnet nahm ich zwei berühmte und ganz und gar noch unfestgestellte Typen beim Schopf, um etwas auszusprechen, um ein paar Formeln, Zeichen, Sprachmittel mehr in der Hand zu haben.“ Das Bekenntnis zu Schopenhauer bezeichnet also ganz im allgemeinen Nietzsches philosophische Atmosphäre, das spezifische Gewicht seiner Moralität als Denker, den Ehrgeiz seiner genialen Veranlagung. Sollen wir uns nun aber deshalb, weil Schopenhauer nicht eigentlich für Nietzsches Gedankenzufuhr, sondern mehr nur als eine Art mystischer und metaphysischer Schrittmacher in Betracht kommt, ein falsches Bild von Nietzsches Ursprünglichkeit in uns aufkommen lassen? Soll die ungerechtfertigte Einschüchterung, man wolle mit der Sammlung der literarischen Berührungspunkte ihn als Plagiator hinstellen, uns von der unumgänglichen Pflicht zurückzuhalten vermögen, Nietzsche allerdings in die Denkerklasse der Efflektier einzureihen? Sind die großen Namen, zu denen er sich erst selber bekannte, um sich nachher in deren Widerspruch zu verwandeln, die einzigen Abhängigkeitsbeziehungen, die sich ungewollt nachweisen lassen? Gelingt es nicht, außer diesen später umgebrochenen, ins Gegenteil verlaufenden Verbindungen auch noch positive Zusammenhänge und geradeaus laufende Linien aufzuzeigen?

f. v. Lange
„Geschichte des
Materialismus“

Dasjenige Werk, durch das sich der Student ins philosophische Denken einführen ließ, ja recht eigentlich Nietzsches philosophische Lehrbuch war Friedrich Albert Langes Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart (Jserlohn 1866). Er schreibt an Gersdorff (Briefe I, S. 48, Sep-

tember 1866): „Wir haben hier einen höchst aufgeklärten Kantianer und Naturforscher vor uns. Sein Resultat ist in folgenden drei Sätzen zusammengefaßt: 1. Die Sinnenwelt ist das Produkt unsrer Organisation. 2. Unsre sichtbaren (körperlichen) Organe sind gleich allen andern Teilen der Erscheinungswelt nur Bilder eines unbekannten Gegenstandes. 3. Unsre wirkliche Organisation bleibt uns daher ebenso unbekannt, wie die wirklichen Ausendungen. Wir haben stets nur das Produkt von beiden vor uns. Also das wahre Wesen der Dinge, das Ding an sich, ist uns nicht nur unbekannt, sondern es ist auch der Begriff desselben nicht mehr und nicht weniger als die letzte Ausgeburt eines von unsrer Organisation bedingten Gegensatzes, von dem wir nicht wissen, ob er außerhalb unsrer Erfahrung irgend eine Bedeutung hat. Folglich, meint Lange, lasse man die Philosophen frei, vorausgesetzt, daß sie uns hierfür erbauen. Die Kunst ist frei auch auf dem Gebiet der Begriffe.“ — Zwei Jahre später schreibt er an denselben Gersdorff (S. 96/97): „An dieser Stelle muß ich nochmals das Verdienst eines Mannes rühmen, von dem ich Dir schon früher einmal geschrieben habe. Wenn Du Lust hast, Dich vollständig über die materialistische Bewegung unsrer Tage, über die Naturwissenschaften mit ihren Darwinschen Theorien, ihren kosmischen Systemen, ihrer belebten camera obscura usw. zu unterrichten, zugleich auch über den ethischen Materialismus, über die Manchestertheorie usw., so weiß ich Dir immer nichts Ausgezeichneteres zu empfehlen als „Die Geschichte des Materialismus“ von Friedrich Albert Lange (Jserlohn 1866), ein Buch, das unendlich mehr gibt als der Titel verspricht und das man als einen wahren Schatz wieder und wieder anschauen und durchlesen mag. Bei Deiner Richtung der Studien weiß ich Dir nichts Würdigeres zu nennen. Ich habe mir schlechterdings vorgenommen, mit diesem Manne bekannt zu werden, und will ihm meine Demokritabhandlung als ein Zeichen meiner Dankbarkeit schicken.“ Er schickt sein Exemplar Rohde, und dieser erwidert darauf (Briefe II, 79/80): „Überhaupt komme ich immer zur Erkenntnis, wie weise jener Sophist war, der trotz alles Gegenredens der „Gesunden“ seiner Zeit behauptete, daß der Mensch das Maß der Dinge sei. Nicht wenig hat mich darin das Langesche Buch (das Du allernächstens wieder bekommst) bestärkt, das mich auf der Reise stets in einem erhöhten Gedankenkreis erhalten hat. Ganz gewiß hat er Recht, mit Kants Entdeckung von der Subjektivität

Ein Buch, das
unendlich mehr
gibt als der Titel
verspricht

Philosophie
als Erinnerung,
nicht als
Erkenntnistrieb

der Anschauungsformen so bitter Ernst zu machen, und wenn er Recht hat, ist es dann nicht ganz in der Ordnung, daß ein jeder sich eine Weltanschauung wähle, die ihm, d. h. seinem ethischen Bedürfnis, als seinem eigentlichen Wesen, genüge? Nun sagt mir eine Anschauung, die den tiefen, herben Ernst jenes gänzlich Unbekannten stark betont, innerlichst zu, und so ist mir auch durch die wachsende Überzeugung von der subjektiven Phantastik aller Spekulation die Schopenhauersche Lehre durchaus nicht im Werte gesunken: ein Faktum, das gegenteils wieder bestätigt, daß der Wille, das Ethos, stärker, primärer ist als der kühl erwägende Intellekt." Dies klingt bei Rohde wie ein Echo, denn ein halbes Jahr zuvor schon hatte Nietzsche ihm für diesen Gedanken gedankt (Briefe II, 34): „Lieber Freund, ein Wort nach und aus meinem Herzen hast Du geschrieben: der Instinkt ist das beste am Intellekt." Ein besonders instruktives, weil noch vollkommen naives Bekenntnis über seine Veranlagung zum Philosophen hat Nietzsche in einem Briefe an Deussen von Basel aus Ende 1869 niedergelegt. Diese Briefstelle hat später Overbeck geradezu als Schlüsselerklärung für Nietzsches philosophische Beschaffenheit eingeschätzt wissen wollen. Danach empfand sich Nietzsche freilich von vornherein als Agnostiker, so daß seine spätere Entwicklung vorwiegend, ja ausschließlich zum Moralisten vorgeedeutet erscheint. Die entscheidenden Worte lauten (bei Deussen, Erinnerungen S. 70): „Eine Philosophie, die wir aus reinem Erkenntnistrieb annehmen, wird uns nie ganz eigen: weil sie nur unser eigen war. Die rechte Philosophie jedes einzelnen ist *ἀνάμνησις*. Daher der große Ruhm auch schlechter Philosophen . . . mit Bewußtsein kann man sich keine neuen Triebfedern schaffen. . . . Die Ästhetik hat noch keinen Dichter gemacht."

Kant und Hegel
als Vorstationen
Nietzsches

Schopenhauers Einfluß also als rein organischen, zur philosophischen Existenz unentbehrlichen Dunstkreis voraus und abseits genommen — haben wir uns nach den substantiellen Nahrungstoffen, dank denen Nietzsches Philosophie zu einer eigenen Körperlichkeit gedeihen konnte, anderswo umzusehen. Auf Nietzsches philosophischer Lebenslinie haben zweifellos Kant und Hegel, nicht als Keimpunkte, wohl aber als Vorstationen zu gelten. Die spärliche, aber immerhin vorhandene philosophische Spur in Nietzsches Familie führte auf Hegel zurück; Arnold Ruge, der Führer der Junghegelianer und in den dreißiger Jahren (1832 bis 1841) Privatdozent für Philosophie in Halle, hatte in zweiter

Ehe eine Nietzsche zur Frau. Die philosophischen Sporen hat sich der angehende Philologe im Frühjahr 1868 mit den Entwürfen zu einer größeren kritischen Untersuchung verdient, betitelt: „Die Teleologie seit Kant“. Mit dem Interesse gerade an diesem Problem regt sich in Nietzsches Zweifeln der ausschlaggebend moderne Instinkt: weg mit jeder äußerlichen Zwecksetzung — der innere Drang, die persönliche Notwendigkeit sei die Lösung! Dadurch, daß Nietzsche nicht nur in der Gesamterscheinung einer Individualität, sondern sogar in jeder einzelnen Entwicklungsphase, die zur Bildung dieser Individualität führt, den Selbstzweck gutheißt, wurde er zu dem folgerichtigsten aller Individualisten. Dabei ist bezeichnend, wie sehr er von Anfang an gerade in diesem Punkte die Terminologie ungenügend fand (Biographie I, 365): „Individuum ist ein unzureichender Begriff. Was wir vom Leben sehen, ist Form; wie wir sie sehn, Individuum. Was dahinterliegt, ist unerkennbar.“ Neben dieser ersten unwillkürlichen Regung, mit der er sich Kants erwehrte, geht gleichzeitig nebenher sein Interesse an derjenigen Geistesrichtung, die das Substrat bildet für jede möglichst diesseitige Weltbetrachtung, für jeden möglichst ungeschwächten Wirklichkeitsinn — den Materialismus. Da man aber mit diesem Interesse leicht in zweifelhafte Gesellschaft geraten kann, erkundigte sich Nietzsche, schon damals von einem sicheren Geschmacke geleitet, nach dem Wesen des Materialismus bei dessen klassischem Exempel, bei Demokrit. Seine fragmentarischen Aufzeichnungen „Über Demokrit“ stammen aus dem Winter 1867/68 und sind von Bedeutung vor allem als Beleg, wie warm ihm bei diesen Gedankenkreisen ums Herz wurde (Biographie I, 338, 340/41): „Demokrit eine schöne griechische Natur, wie eine Statue scheinbar kalt, doch voll verborgener Wärme. — Wir sind Demokrit noch viele Totenopfer schuldig, um nur einigermaßen wieder gut zu machen, was die Vergangenheit an ihm verschuldet hat. In der Tat hat selten ein bedeutender Schriftsteller so mannigfache und den verschiedensten Beweggründen entsprungene Angriffe erleiden müssen wie Demokrit; Theologen und Metaphysiker haben auf seinen Namen ihren eingewurzelten Groll gegen den Materialismus gehäuft; hielt doch der göttliche Plato seine Schriften für so gefährlich, daß er sie in einem privaten Autodafé zu vernichten dachte, und nur durch die Überlegung gehindert wurde, daß es schon zu spät sei, daß das Gift sich zu weit schon verbreitet habe. Später rächten

Demokrit als
Klassiker des
Materialismus

sich die Dunkelmänner des Altertums dadurch an ihm, daß sie ihre magische und alchymistische Schriftstellerei unter seiner Firma einschmuggelten und dadurch den Vater aller aufklärenden, rationalistischen Tendenzen in den Ruf eines großen Magus brachten. Dem hereinbrechenden Christentum endlich gelang es, den energischen Plan Platos durchzuführen: und allerdings mußten einem antikosmischen Zeitalter die Schriften Demokrits ebenso wie die Epikurs als das inkarnierte Heidentum erscheinen. Unserer Zeit endlich blieb es aufbehalten, auch die philosophische Größe des Mannes zu leugnen und die Natur eines Sophisten an ihm wiederzuerkennen. Diese Angriffe bewegen sich alle auf einem Boden, der für uns nicht weiter betretbar ist."

Ludwig Feuerbach
bei F. A. Lange

Der beste Pfadfinder durch das Labyrinth von Nietsches philosophischen Voraussetzungen bildet für uns eben jenes Buch, von dem er sich, wie wir sahen, wie von keinem andern, selber hat führen lassen. In jener ersten Ausgabe von F. A. Langes „Geschichte des Materialismus“, die er unter seinen Büchern besaß und später seinem Freunde Romundt geschenkt hat, haben besonders jene paar Seiten 285 bis 292 eine sichtbare Spur in seinem Schaffen hinterlassen, wo nämlich Lange sich darüber äußert, wer nach seiner Meinung dem neueren Materialismus am nachhaltigsten zum Weiterleben verholfen habe: dabei kommt er auf Ludwig Feuerbach zu sprechen und dann noch auf Max Stirner. Man lese nun vor allen Dingen jene Zusammenstellung Feuerbachscher Aphorismen bei Lange S. 286 aus der 1849 erschienenen „Philosophie der Zukunft“: „Wahrheit, Wirklichkeit und Sinnlichkeit sind identisch. Nur ein sinnliches Wesen ist ein wahres, ein wirkliches Wesen, nur die Sinnlichkeit Wahrheit und Wirklichkeit.“ „Nur durch die Sinne wird ein Gegenstand im wahren Sinne gegeben — nicht durch das Denken für sich selbst.“ „Wo kein Sinn ist, ist kein Wesen, kein wirklicher Gegenstand.“ — Wenn die alte Philosophie zu ihrem Ausgangspunkt den Satz hatte: Ich bin ein abstraktes, ein nur denkendes Wesen; so beginnt dagegen die neue Philosophie mit dem Satze: „Ich bin ein wirkliches, ein sinnliches Wesen: der Leib gehört zu meinem Wesen; ja, der Leib in seiner Totalität ist mein Ich, mein Wesen selber.“ — „Wahr und göttlich ist nur, was keines Beweises bedarf, was unmittelbar durch sich selbst gewiß ist, unmittelbar für sich spricht und einnimmt, unmittelbar die Affirmation, daß es ist, nach sich zieht

— das schlechthin Entschiedene, schlechthin Unzweifelhafte, das Sonnenklare. Aber sonnenklar ist nur das Sinnliche; nur, wo die Sinnlichkeit anfängt, hört aller Zweifel und Streit auf. Das Geheimnis des unmittelbaren Wissens ist Sinnlichkeit.“ Daran knüpft Lange eine nicht zu übersehende Zwischenerwägung von genau einer Seite Umfang, die in dem Satze gipfelt: „Man kann die Sinnlichkeit zum Prinzip machen, und dabei doch in der wesentlichen Grundlage des Systems Aristoteliker, Spinozist und sogar Kantianer sein.“ Und erhält die folgende Bemerkung Langes im Vorausblick auf Nietzsches Werk nicht geradezu den thematischen Wert eines Leitmotivs? „Man könnte sogar die Vernunftsideen samt der ganzen Kant eigentümlichen Begründung der praktischen Philosophie auf das Bewußtsein des Handelnden beibehalten; nur müßte freilich die intellegible Welt unter dem Bilde einer sinnlichen Welt gedacht werden. Statt Kants nüchternen Moral käme dann eine farbenvolle und lebenswarme Religion heraus, deren gedachte Sinnlichkeit zwar nicht die Wirklichkeit und Objektivität der unmittelbaren Sinnlichkeit beanspruchen, wohl aber, gleich Kants Ideen, als eine Vertretung der höheren und allgemeineren Wirklichkeit der intellegiblen Welt gelten könnte.“ Und könnte nicht Nietzsche geschrieben haben, was Feuerbach schreibt: „Wir fühlen nicht nur Steine und Hölzer, nicht nur Fleisch und Knochen, wir fühlen auch Gefühle, indem wir die Hände oder Lippen eines fühlenden Wesens drücken; wir vernehmen durch die Ohren nicht nur das Rauschen des Wassers und das Säuseln der Blätter, sondern auch die seelenvolle Stimme der Liebe und Weisheit; wir sehen nicht nur Spiegelflächen und Farbengespenster, wir blicken auch in den Blick des Menschen. Nicht nur Äußerliches also, auch Innerliches, nicht nur Fleisch, auch Geist, nicht nur das Ding, auch das Ich ist Gegenstand der Sinne. — Alles ist darum sinnlich wahrnehmbar, wenn auch nicht unmittelbar, so doch mittelbar, wenn auch nicht mit den pöbelhaften, rohen, doch mit den gebildeten Sinnen, wenn auch nicht mit den Augen des Anatomen oder Chemikers, doch mit den Augen des Philosophen.“ (S. 288/89.)

Die Sinnlichkeit
als philosophisches
Prinzip

Feuerbach als
Antiidealist

Dennoch verbietet gerade die Lektüre des Langeschen Buches, die Grundgedanken bei Nietzsche auf Feuerbachsche Anregungen zurückzuführen; denn Feuerbach ist den individualistischen Ansätzen, die man in ihm finden mag, nicht nachgegangen. Er hat den Begriff des Seins sogar aus der Liebe abgeleitet, er hat den

Tuismus erfunden! — sagt Lange (S. 291); man darf sich dadurch, daß Feuerbach in den theoretischen Egoismus zurückfiel, und sogar die Moral Holbachs gelegentlich anerkannte, nicht irreführen lassen: wäre er sich selbst treu geblieben, er hätte die ganze menschliche Sittlichkeit und das höhere Geistesleben auf Anerkennung des andern gegründet. (S. 292.) Wenn Nietzsche bei Lange sperrgedruckt das Feuerbachsche Zitat las: „Einsamkeit ist Endlichkeit und Beschränktheit, Gemeinschaftlichkeit ist Freiheit und Unendlichkeit“ — so mußte ihm eine innere Stimme sagen: mit Feuerbach habe ich trotz allem nichts zu schaffen. Hat er doch bereits 1869 an Rohde geschrieben (Briefe II, 234): „Ich lebe nämlich hier (Leipzig) in der aschgrauen Wolke der Einsamkeit, und dies um so mehr, als ich von vielen Seiten mit geselligen Armen aufgenommen werde und fast Abend für Abend dem traurigen Zwange der Einladungen folge leiste.“ (148): „Darin stimmen wir also wieder einmal überein: Wir können die Einsamkeit vertragen, ja wir lieben sie.“ (179): „Ehre, Preis, Lob und Dank der Einsamkeit, die uns selbst und unsere Freunde erhält!“ Damit war schon von selbst die Brücke geschlagen zu jenem andern deutschen Denker, über dessen Vorbildlichkeit für Nietzsche, ja über dessen bloße Bekanntschaft Nietzsches mit ihm der Streit der Meinungen nicht zur Ruhe kommen will. In der Tat, die Frage, ob Nietzsche Stirner gekannt, ob er ihn gelesen, ob er von ihm gelernt hat, ist alles andere als unwichtig. Bei F. A. Lange stand über Stirner im unmittelbaren Anschluß an Feuerbach S. 292 folgendes zu lesen: „Der Mann, welcher in der deutschen Literatur am rücksichtslosesten und konsequentesten den Egoismus gepredigt hat, Max Stirner, befindet sich gegen Feuerbach in entschiedener Opposition. Stirner ging in seinem berühmtesten Werke „Der Einzige und sein Eigentum“ (1845) so weit, jede sittliche Idee zu verwerfen. Alles, was irgendwie, sei es als äußere Gewalt, als Glaube, oder als bloßer Begriff sich über das Individuum und seine Willkür stellt, verwirft Stirner als hassenswerte Schranke seiner selbst. Schade, daß nicht zu diesem Buche — dem extremsten, das wir überhaupt kennen — ein zweiter, positiver Teil geschrieben wurde. Es wäre leichter möglich gewesen, als zur Schellingschen Philosophie; denn aus dem schrankenlosen Ich hinaus kann ich als meinen Willen und meine Vorstellung auch jede Art von Idealismus wieder erzeugen. Stirner betont in der Tat den Willen dermaßen, daß

Max Stirner bei
F. A. Lange

er als Grundkraft des menschlichen Wesens erscheint. Er kann an Schopenhauer erinnern. — So hat alles seine Kehrseite!“ In diesen wenigen Zeilen mußte Nietzsche, so soll man denken, betroffen werden von der Ankündigung einer radikalen Philosophie, die alles auf ein unbegrenztes Ich-Bewußtsein und auf die Grundkraft des Willens abstellte. Da nun Stirner nicht eigentlicher Materialist sei, noch sein Buch weiteren Einfluß erlangt habe, sieht Lange davon ab, näher auf ihn einzugehen. Hat sich nun Nietzsche mit dieser Notiz zufrieden gegeben? Hat er nicht selber nach dem Buche gegriffen?

Sowohl Herr als Frau Professor Overbeck glauben sich zu dem öffentlichen Zeugnis berufen, Nietzsche habe nicht nur etwa durch Lange um Stirner bloß gewußt, er habe das Buch gelesen und eine nachhaltige Wirkung seines Inhaltes auf sich zugelassen. Der heftige Widerspruch, dem diese Behauptung früher und nun aufs neue („Zukunft“ 1907, Nr. 24 vom 16. März) vom Nietzsche-Archiv her ausgesetzt ist, muß auf seine psychologischen Gründe hin untersucht werden. Frau Förster schildert aus eigener Erfahrung das Milieu, aus dem Nietzsche hervorging (Biographie I, S. 24): „Es herrschte wohl in der Tat ein wenig Kastengeist in unserer, von engen Mauern umschlossenen altertümlichen Stadt, immerhin ein freundlicher und jedenfalls für wissenschaftliche und künstlerische Anregungen sehr empfänglicher Geist. . . . Naumburg war eine streng christliche, konservative und königlich gesinnte Stadt, eine Stütze des Thrones und des Altars, wenigstens galt das im Superlativ von den Kreisen, in denen wir verkehrten.“ Von Stirner dagegen erzählt uns der Retter seines Andenkens, John Henry Mackay (May Stirner, sein Leben und sein Werk. Berlin 1898) für die Auffassung der erwähnten Gesellschaftskreise die anstößigsten, unerträglichsten Dinge: Trotz dem Stirner beim Erscheinen seines Buches bereits ein Jahr richtig verheiratet war, versteifte er sich doch auf die Widmung: „Meinem Liebchen Marie Dänhardt“. Die aus Ehrlichkeit gleichgültig und nüchtern gehaltene Trauung wurde durch den Berliner Stadtklatsch zum blasphemischen Skandal aufgebauscht; als der Geistliche eintrat, wurden die Karten beiseite gelegt, nachdem der eine Trauzeugen, der in Hemdsärmeln da saß, mit Mühe in seinen „schäbigen Alltagsrock“ hineingenötigt worden war; die Braut erschien ohne jeden Hochzeitschmuck, und es war keine Bibel zur Hand; als die Ringe gewechselt werden sollten, zog der andere

Nietzsches heimatliches Milieu

Stirners äußere Existenz

Nietzsche als
Pharisäer der
Legitimität

Trauzeuge, Bruno Bauer, um aus der Verlegenheit zu helfen, da keine da waren, seine längliche, gehäkelte Geldbörse aus der Tasche und zog die beiden Messingringe ab, übergab sie dem Prediger und meinte, sie könnten die Ehe ebenfogut oder besser zusammenhalten als goldene. Zur Beschaffung größerer Mittel verlegte sich das Ehepaar im Sommer 1845 auf die Eröffnung einer Milchwirtschaft, eine spekulative Idee, die nur eben nicht sorgfältig genug vorbereitet und rationell genug durchgeführt wurde, um den Erfolg zu haben, den später Bolle erzielte. Stirner trennte sich dann nach dreijähriger Ehe von seiner Frau, die ihn nachher, durch schwere und abenteuerliche Schicksale zur bigotten Konvertitin geworden, vollkommen verleugnete — und verarmte gänzlich, so daß er sogar Darlehensgesuche in den Zeitungen veröffentlichte und als ein von den Gläubigern beunruhigter Chambre-Garnist und Wirtshausbesucher bis zu seinem Tode auf keinen grünen Zweig mehr kam; kümmerlich fristete er sein Leben als Agent von zufälligen Vermittelungsgeschäften, bis ihm der giftige Stich einer Fliege im fünfzigsten Jahre den Tod brachte (25. Juni 1856). Wenn nun auch Nietzsche wahrscheinlich an äußerer Bedürfnislosigkeit mit Stirner wetteifern konnte, so läßt sich doch sehr wohl denken, wie wenig ihm, der sich gelegentlich gern als Pharisäer der Legitimität in die Brust warf, ein bis ins Frivole ungeschminkter Lebenszuschnitt zusagen mochte wie der Stirners, der umgekehrt dem entgegengesetzten Hange unterlag, mit seinem Cynismus zu kokettieren. Nietzsche brauchte auch die damals noch kaum bekannten Lebensumstände Stirners gar nicht zu kennen; am Buche konnte er sich klar genug werden, wes Geistes Kind Stirner in diesen Dingen war. Deswegen mag Nietzsche die Bekanntschaft mit Stirner hinterher als ein gesellschaftliches Pudendum erschienen sein, das es ängstlich zu vertuschen galt. Soweit die Beschränkung einer Verwandtschaft zwischen beiden sich in diesen Grenzen hält, mag sie für zulässig gelten; wie aber Fachphilosophen wie A. Riehl und H. Lichtenberger auf dieser äußerlichen Grundlage eine auffallende Berührung in der Gedankenwelt Nietzsches mit der Stirners in Abrede stellen können, bleibt sonderbar. Hier handelt es sich doch nur um Sentiments, nicht um Gründe. Über die psychologischen Anstände, zwischen Nietzsche und Stirner eine seelische Ähnlichkeit vorzuschützen, hat sich Peter Gast in einem Briefe an Overbeck (vom 8. Februar 1899) aufs beste vernehmen lassen: „Von Hoheit entdecke ich in Stirner äußerst wenig. Seine Denkweise wirkt bei der

Niedrigkeit der Interessensphäre, in der sich seine Selbstsucht bewegt, oft widerlich. Wie anders Niezsches Betonung des Selbst! Sie gilt nur für Leute wie Beethoven, Rubens, Alexander — für andere nicht. Bei Stirner dagegen bewegen wir uns auf dem flachsten Terrain alltäglicher Interessen: Bürger, Ehegatte, Konkurrenz, tausend Taler, Bratengeruch, Präsident, Provinzialrechte usw.“

Außer zu Adolf Baumgartner und Frau Overbeck hat Niezsche zu niemandem, der ihm sonst nahe stand, Stirners Erwähnung getan. Er hat das Buch seinem Schüler empfohlen, es aber selbst unter seinen Büchern nicht besessen und es auf der Basler Bibliothek nie entliehen. Er muß es im Anschluß an das Studium Langes in den Jahren 1865—69 noch in Bonn oder Leipzig besorgt haben; er kann dann später wieder, zwischen 1874 und 1878, durch Rée in dessen vorübergehenden Besitz gekommen sein. Wer weiß — dum tacet, clamat! Niezsche tat sich heimlich etwas darauf zu gute, ein großer Verschweiger zu sein und zwar gerade dann, wenn es niemand ahnte; sein Selbstgeständnis in dieser Hinsicht lautet (Biographie II, S. 369): „Ich selber war immer sehr schweigsam über alle meine Hauptsachen, ohne daß es doch so schien.“ Außerdem bleibt der Neugier ein reizvoller Ausweg offen. Herr Prof. Karl Joël stellte mir den Gesichtspunkt zur Verfügung, daß Hans von Bülow ein begeisterter Anhänger Stirners gewesen sei und in seiner berühmten Protestrede, in der er Ende März 1892 in der Philharmonie die Eroika an Bismarck unwidmete, den Namen Stirner öffentlich aussprach. Weil die Beziehungen Niezsches zu Stirner nun einmal so sehr Streitfrage geworden sind, daß alle Berührungen, deren man habhaft zu werden vermag, aufzuzeigen als biographische Verpflichtung erscheint, so ist hier der Möglichkeit nachzugehen, inwiefern Hans von Bülow Mittelsperson zwischen Stirner und Niezsche, die er beide persönlich gekannt hat, hätte gewesen sein können. Am 28. Dezember 1854 schrieb Bülow an Frau Jessie Laussot (Gesammelte Briefe und Schriften von Hans von Bülow, Band 3, S. 316): „Von jenem respektvollen Kultus des Allgemeingeistes, des Ganzen, des Gottes, „l'humanité“ einiger pantheistischer französischer Sozialisten und des frühern Feuerbach bin ich, nicht auf Verstandes-, sondern auf Gefühlswegen, allmählich zurückgekommen. Ja, ich gestehe es offen, ich hasse diesen idealen Polizeigott ebenso wie — ohne Vergleich — Voltaire den nazarenischen verfolgt hat. Meines jetzigen Glaubens bin

Hans von Bülow
als Verehrer
Stirners

Bülows Besuch
bei Nietzsche

ich Individualist, und wenn dies mein Handeln nicht überall bestätigt, so bin ich doch in meinen theoretischen Bewegungen um so schroffer und glaubenseifriger. Ich bin überhaupt der Ansicht, daß wir den idealistischen Momenten in uns in der Praxis viel eher Rechnung tragen dürfen, als in der Theorie. Ein methodischer Idealismus wird brutal, schwerfällig, quantitativ und hebt sich selbst auf, wo er nicht bloß absurd wird. Ich für meine Person bekenne also in der Theorie nur vor der Faktion des „Allgemeingeistes“ Respekt zu haben, zu der ich selbst gehöre, ohne mich ihr erst angeschlossen und untergeordnet zu haben.“ Wird hier Stirner nicht mit Namen genannt, so vierzig Jahre später, eben in jener Konzertrede (Band 3, S. 448), wo er die Menschheit als Abstraktion hinstellt — ein Phantom, „das ein deutscher Philosoph, Max Stirner, zertrümmert hat“, — ja die Menschheit, mit ihrem Wahne der *liberté, égalité, fraternité*, diesem bösen Irrtum der Hinz und Kunz. Nun besuchte Bülow Nietzsche im Frühling 1872 flüchtig in Basel und schwärmte für die „Geburt der Tragödie“, besonders für die dort vertretene Auffassung Wagners als eines Fortsetzers des griechischen Dramas. An Hillebrand schreibt er im Jahre 1874: „Nietzsches dritte Predigt sei too thin, wie der Nankee sagt, wenn auch nicht übel“ (Band 6, S. 232). An Frau Laussot schreibt er im Jahre 1878, 22. Mai (Band 6, S. 504): „Gott, was ist der Mensch abhängig von „Menschlichem, Nebenmenschlichem, Nichtmenschlichem“! A propos, das Buch von Nietzsche ist doch gut, stellenweise sogar sehr gut. Möge mein neuliches voreiliges Urteil — der Titel scheine gerechtfertigt — Dich von der Bekanntschaft damit nicht abschrecken.“ Ganz in der letzten Zeit hat Bülow mit Nietzsche besonders auch als Kritiker von Wagner und Bayreuth gerechnet (Biographie II, 851, 577); früher aber, jedenfalls noch in den siebziger Jahren, wollte Bülow Nietzsche, wie Rohde auch, nicht aus dem Kreise Wagner-Schopenhauer heraustreten sehen. Es ist also kaum anzunehmen, daß Bülow bei jener einen Begegnung im Jahr 1872 bei Nietzsche für Stirner Propaganda gemacht habe. Da aber Bülow damals Nietzsche anfragte, „ob er mir seine Übersetzung von Leopardi, das Resultat seiner italienischen Mußestunden widmen dürfe“ (Briefe II, 305), so wäre ja auch nicht ausgeschlossen, daß Bülow Nietzsche von Stirner erzählt hat als seinem eigenen ganz privaten Eigentum, und das wäre dann allerdings bei dem Respekt Nietzsches vor Bülows Intelligenz ein Sporn mehr gewesen. Es muß aber nach wie vor

als äußerste Wahrscheinlichkeit gelten, daß Nietzsche Stirner bereits als Student gelesen hatte. Ein nicht zu übersehendes Zeugnis dafür hat ein Schweizer, der in den neunziger Jahren verstorbene Professor am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich, Théophile Droz, in der ersten Novembernummer des Jahrgangs 1894 der „Semaine littéraire“ abgelegt. Es heißt da (in der Übersetzung von Pfenninger, „Zürcher Post“, 9. November 1900): „Es sind 28 Jahre her, daß ich Nietzsche kennen lernte, als wir zu Bonn gleichzeitig die Vorlesungen von Ritschl und Otto Jahn besuchten. Schon damals hatte er um sich einen kleinen Kreis junger Leute, die er durch seine paradoxen Ideen und sein wunderbares Talent, die langen und oft langweiligen Abhandlungen unserer Lehrer in prächtige Aphorismen zusammenzufassen, an sich zog. Es ist möglich, daß ein Buch, von dem man dazumal als von einer Neuheit sprach, auf den Geist Nietzsches einen bestimmenden Einfluß übte. Es war „Der Einzige und sein Eigentum“ von Max Stirner, ein Evangelium des rücksichtslosesten Individualismus, des geistigen und gesellschaftlichen Anarchismus ohne Schranken.“

Die Anknüpfung mit den französischen Moralisten fällt auch vor die Basler Zeit. Am 24. November 1868 schrieb ihm Rohde über de La Rochefoucauld (Briefe II, 99/100): „Dieser Tage las ich La Rochefoucaulds Réflexions et maximes; auch ein Pessimist, aber kein ethisch anregender; er kitzelt nur den Witz mit den tausend, stets pikant garnierten Wendungen der einen Behauptung, daß der Egoismus alles bestimme. Auch das Mitleid sogar: und hier faßt man den schwachen Punkt des Mannes. Wie die im jüdischen Theismus aufgenährte und befangene Mehrzahl, kennt auch er zwischen den Individuen keinen andern Zusammenhang, als den die Drähte der Puppen in der Hand des Alten da oben finden, der sich zum Scherz dieses klägliche Schauspiel der Welt und der Menschengeschichte aufführt. Da ist denn freilich die Möglichkeit jeder auf die Einheit des Alls basierten Empfindungen unerklärlich: denn allerdings können wir nur Homogenes lieben, und diesem Standpunkt ist eben jede Puppe absolut nur sich homogen. — So machte das opus einen widerlichen Eindruck auf mich.“ Dieses abschätzige Urteil Rohdes, das als nicht zu übersehende Spur auf seinen späteren Skeptizismus deutet, scheint auf Nietzsche fast als Anregung gewirkt zu haben; jedenfalls teilte er es nicht. Er wünschte sich 1869 und 1870 La Rochefoucauld, La Bruyère und La

Nietzsche und die
französischen
Moralisten

Seine mächtige
Begabung für
fremde Sprachen

Bruyère von seiner Schwester zu Weihnachten; Frau Wagner schenkte ihm die schöne Ausgabe von Montaigne; etwa ein Jahr später besaß er auch Stendhals Promenades dans Rome (Biographie II, 20). Mitte der siebziger Jahre bezeichnete Frau Cosima Wagner der Schwester Nietzsche als einen perfekten Kenner dieser alten Franzosen (Biographie II, 271). Er hat wohl ihr Studium durch die ersten Basler Jahre nebenher mitgehen lassen. Rasch ging das, da er sie sich im Urtext aneignete, nicht; denn Nietzsche hat niemals eine lebende fremde Sprache auch nur annähernd beherrscht; darüber darf man sich durch die geistreich eingestreuten englischen, italienischen und französischen Brocken nicht täuschen lassen. Die spielende Erlernung einer andern als der Muttersprache ist überhaupt niemals Sache tief veranlagter, auf den Grund gehender Naturen; es ist nicht zufällig, daß Kinder und Oberkellner in dieser Leichtigkeit hervorstechen. In Basel hat Nietzsche mit einem Theologie-Studenten, dem Sohne eines Hauses, in dem er viel verkehrte, französisch getrieben; dabei ging es noch recht anfängermäßig zu; das Wörterbuch mußte nicht nur ausnahmsweise herhalten. Nietzsche hat es sogar im Französischen nie so weit gebracht, daß er einen Text glatt herunterlesen oder gar einem vorgelesenen mühelos folgen konnte. Von ihm wichtigen Stücken hat er sich gerne für ihn angefertigte Übersetzungen der Freunde aus. Overbeck, der bis zu seinem vierzehnten Jahre nur französisch gesprochen hatte, übertrug ihm gelegentlich aus dem Stegreif französische Sachen mündlich; Frau Overbeck, Gersdorff, Frau Marie Baumgartner und andere griffen für ihn zur Feder. Entwürfe, daß sich Nietzsche in einer lebenden fremden Sprache etwa zur Beantwortung von Briefen versucht hätte, liegen meines Wissens öffentlich nicht vor. Er selbst schreibt an Hans von Bülow (2. Januar 1875, Briefe III, 362/63): „Ich selber nämlich verstehe gar zu wenig Italienisch und bin überhaupt, obschon Philologe, doch leider gar kein Sprachmensch; die deutsche Sprache wird mir sauer genug.“ Unter den Zuschriften an Overbeck ist eine Postkarte in vortrefflichem Latein abgefaßt.

Nietzsche und
Hölderlin

Endlich ist daran zu erinnern, daß sich Nietzsche natürlich nicht nur durch Denker hat befruchten lassen. Vor allem ist da Hölderlins zu gedenken. Er schreibt Rohde am 3. September 1869 (Briefe I, 165/66): „Immer wenn ich mich zum Briefschreiben an Dich niederseße, fällt mir das Wort Hölderlins, meines Lieblings aus der Gymnasialzeit, ein „denn liebend gibt der Sterbliche vom

Besten!“ Mit siebzehn Jahren schreibt er zu Schulpforta einen deutschen Aufsatz, der dem eigenen Lieblingsdichter zu gelten hatte und für uns heute mehr als einen wertvollen Fingerzeig enthält (Biographie I, 309—312): „Unklares Gerede, mitunter Tollhäu-lergedanken, heftige Aussprüche gegen Deutschland, Vergötterung der Heidenwelt, bald Naturalismus, bald Pantheismus, bald Polytheismus, wirr durcheinander“ — das faßt er als den gegen Hölderlin sich richtenden Tadel zusammen und verlegt Hölderlins Bedeutung über die auch von den Gegnern unangefochtene metri-sche Kunst hinaus vor allem in den Gedankengehalt seiner nicht-lyrischen Bruchstücke: „So kennst Du denn also nicht den Empe-dokles, dieses so bedeutungsvolle dramatische Fragment, in dessen schwermütigen Tönen die Zukunft des unglücklichen Dichters, das Grab eines jahrelangen Irrsinns, hindurchklingt, aber nicht, wie Du meinst, in unklarem Gerede, sondern in der reinsten sophoklei-schen Sprache und in einer unendlichen Fülle von tiefsinnigen Ge-danken . . . auch im Hyperion schleudert er scharfe und schneidende Worte gegen das deutsche „Barbarentum“. Dennoch ist dieser Ab-scheu vor der Wirklichkeit mit der größten Vaterlandsliebe verein-bar, die Hölderlin auch wirklich in hohem Grade besaß. Aber er haßte in dem Deutschen den bloßen Fachmenschen, den Philister. — In dem nicht vollendeten Trauerspiel „Empedokles“ entfaltet uns der Dichter seine eigene Natur. Empedokles' Tod ist ein Tod aus Götterstolz, aus Menschenverachtung, aus Erdenstättigkeit und Pan-theismus. Das ganze Werk hat mich immer beim Lesen ganz be-sonders erschüttert; es lebt eine göttliche Hoheit in diesem Empe-dokles. Im Hyperion hingegen, ob er gleich von verklärendem Schimmer umflossen scheint, ist alles unbefriedigt und unerfüllt; die Gestalten, die der Dichter hervorzaubert, sind „Luftbilder, die in Tönen, Heimweh weckend, uns umklingen, uns entzücken, aber auch unbefriedigte Sehnsucht erwecken“. Nirgends aber auch offen-bart sich die Sehnsucht nach Griechenland in reineren Klängen als hier; nirgends auch tritt die Seelenverwandtschaft Hölder-lins mit Schiller und Hegel, seinem vertrauten Freund, deutlicher hervor.“ So wie Hölderlin den sizilischen Dichterphilosophen sah, „allein und ohne Götter“, „nichts anderes denn seine Seele füh-lend“, dabei „leicht zerstörbar“, so war — sagt Adolf Bartels (Geschichte der Deutschen Literatur, Leipzig 1902, Band II, 81) — Nietzsche wirklich. Am meisten in die Augen springt wohl die Ver-wandtschaft zwischen Hölderlin und Nietzsche mit jener Anklage

Hölderlins An-
klage gegen die
Deutschen

gegen die Deutschen aus dem Hyperion, auf die Nietzsche in der oben angeführten Stelle (Biographie I, 311) hindeutet: „Es ist ein herbes Wort und dennoch sag ich's, weil es Wahrheit ist: ich kann kein Volk mir denken, das zerrissener wäre wie die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herren und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen — ist das nicht, wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinanderliegen, indessen das vergossene Lebensblut im Sande zerrinnt?“

Wilhelm Jordan
als Entwicklungs-
dichter

An mehr nebensächlichen Anklängen an andere Dichter und Denker ist des weiteren kein Mangel, sobald man im allgemeinen Nietzsches Begriff vom Übermenschen auf die Spur zu kommen sucht. Das Wort selbst übernahm er von Goethe; der Gedanke jedoch lag geradezu in der Luft. Wilhelm Jordan, der Freund Stirners, fühlte sich als Weltanschauungsdichter und hatte bereits in seinem dreibändigen *Mysterium „Demiurgos“* (1854), ohne noch Darwins Werk über die Entstehung der Arten zu kennen, einzelne Züge der Entwicklungslehre, die La Marck noch nicht gekannt hatte, vorweg genommen, vor allem die Einsicht, der stärkste Ansporn zur Entwicklung seien Kampf und Not. Im Jahre 1860 öffnet ihm Darwins unterdessen erschienenen Buch die Augen über die Richtigkeit seiner Ahnung; der Drang nach Selbstbehauptung führt über Lebensfreude, Kraftbewußtsein und Weltbehagen hinaus sogar zur Verherrlichung des Schmerzes:

Und am Rand der Vernichtung noch ruhig genießend,
Das Leben zu lieben mit all seinem Leide.

Alexander Tille ist den Spuren der Entwicklungstheorie innerhalb Jordans Dichtung nachgegangen in seinem Buche „Von Darwin bis Nietzsche“ (Leipzig 1895, S. 154—162). Jordans „Andachten“ sind 1879 erschienen; in ihnen finden wir Verse wie diese:

„Die Erlösung Gottes auf Erden.“
Ja, Gott ward, die Welt vom Bösen
Loszuringen, Fleisch und Bein;
Doch der Mensch muß Gott erlösen
Und aus Leid und Not befreien.

oder:

Wer neues denkt, ein Wort dafür gestaltet,
Hat eine Windung mehr hineingefaltet
Ins Schädelmark, wenn seines Volkes Mund
Nachsprechen lernt den nachgedachten Fund.

Erzucht' ein Kraut, verbesser' ein Gerät,
 Du hebst damit der Menschen Majestät:
 Um ein Geringes mehre, was wir haben,
 Du hilfst sie steigern, göttlicher begaben.

Aber bereits in den Nibelungen jubelt Krimhild im Bewußtsein,
 den furchtlosesten Gatten ihr eigen zu nennen:

Der übermensch
 bei Jordan

„Wir erzeugen in Züchten die Erben der Zukunft,
 Das Maß der Menschheit mit unserer Minne
 Steigernd und stärkend, daß demütsvoll staunend
 Vor unseren Enkeln sich beuge der Erdkreis.
 Sie sollen noch herrschen mit wachsender Hoheit
 Und edler Güte, wann die Götter vergangen.“

Jordan hat sich nicht gescheut, zu Anfang der neunziger Jahre
 Nietzsche des Diebstahls an seinen eigenen Gedanken zu beschul-
 digen in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung: „Seine stärksten
 Drucker hat er unverkennbar mir gestohlen!“

Ein weiterer Berührungspunkt wäre die Übereinstimmung Nietz-
 sches mit Renan in Hinsicht auf den ihnen gemeinsamen Gegensatz
 zur Demokratie. Zu wiederholten Malen hat der französische Den-
 ker die Meinung ausgesprochen, daß die Menschheit durch das Auf-
 kommen einer unwissenden und barbarischen Volksherrschaft in
 ihrem Wachstum plötzlich aufgehalten werden könnte, und die Be-
 freiung von dem jetzigen verhängnisvollen Ideal erhofft durch
 einen antinihilistischen Messias, der der Erde ihre Bestimmung und
 dem Menschen seine Hoffnungen zurückgibt. Zur Zeit der Kant-
 studien, die er als Student im Frühjahr 1868 in Leipzig betrieb, hat
 er sich auch die Lektüre von Eolbes beiden Schriften vorgemerkt
 „Neue Darstellung des Sensualismus“ und „Die Grenzen und der
 Ursprung der menschlichen Erkenntnis“ (Biographie I, 367). Dort
 fand Nietzsche den Gedanken vertreten, übersinnlich und unklar
 seien ein und dasselbe; nur aus sinnlichen Wahrnehmungen dürfen
 deutlich vorstellbare oder anschauliche Begriffe, Urteile und Schlüsse
 gebildet werden, und jeder Schluß auf etwas nicht Vorstellbares
 ist abzuweisen; die Zufriedenheit mit der natürlichen Welt hat den
 tiefsten Grund der neuen Weltanschauung zu bilden; sie ist geradezu
 moralische Verpflichtung oder Ehrensache. Auch mit Eduard
 von Hartmann hat sich Nietzsche schon vor 1870 beschäftigt; sehr
 lehrreich, weil ein Beweis, daß Nietzsche auch aus ihm unangeneh-
 men Büchern Nutzen zu ziehen pflegte, ist der Austausch über Hart-
 mann zwischen ihm und Rohde; Rohde schreibt ihm von Rom,

Aristokratismus
 und
 Sensualismus

Dührings mo-
derner Europäer

5. November 1869 (Briefe II, S. 176): „Hast Du etwa E. von Hartmanns ‚Philosophie des Unbewußten‘ gelesen? Plündert Schopenhauer, schimpft aber auf ihn: setzt dem Willen, tuend als gebäre er ihn soeben, zwei blinde Augen ein, einen unbewußten Intellekt, womit das Ganze zu einer Art Maulwurf wird. Lange schauerliche Wüsten scholastischer Leere durchziehen das Buch; hat man aber den Ärger über die Frechheit gegenüber Sch. allmählich verwunden, so liest man vieles mit großem Anteil. Dumm ist die sogenannte naturwissenschaftliche Methode darin.“ Darauf antwortete Nietzsche wenige Tage später (Basel, 11. November 1869, Briefe II, S. 178): „Über Hartmann mit Dir einmündig und einmütig. Doch lese ich ihn viel, weil er die schönsten Kenntnisse hat und mitunter in das uralte Nornenlied vom fluchwürdigen Dasein kräftig einzustimmen weiß. Es ist ein ganz gebrechlicher kontrakter Mann — mit etwas Bosheit, scheint mir; hie und da auch kleinlich, und jedenfalls undankbar. Und das ist für mich ein Halt in der Ethik und der ethischen Beurteilung von Menschen und Tieren.“ — Ganz ähnlich steht es mit Nietzsches Studium der Schriften von Eugen Dühring, besonders des Buches „Wert des Lebens“, das den Begriff des modernen Europäers enthält. In dem Bedürfnis, seine philosophischen Grundanschauungen zu revidieren, nimmt er sich vor (Biographie II, S. 193), „Dühring als den Versuch einer Beseitigung Schopenhauers durchzustudieren, um zu sehen, was ich an Schopenhauer habe, was nicht. Hinterdrein noch einmal Schopenhauer zu lesen.“ Er egzzerpiert Dührings Buch auf nicht weniger als dreißig Foliosseiten und unterbricht dabei den Gedankengang des Autors durch Zwischenrufe und Ausführungen. Dies geschah im Herbst 1875; Dühring war also einer von denen, die er gründlich vornahm. Vorgemerkt war er schon seit 1868, wo die Jüngerschaft zu Schopenhauer ihn nach Geistesverwandten umsehen ließ; er schrieb damals an von Gersdorff (Briefe I, S. 97): „Übrigens gehört auch Spielhagen zu denen, mit welchen ich ein persönliches Verhältnis wünsche. Nun, vielleicht gibt sich in Berlin einmal eine Annäherung. Ich wundere mich, daß Du nicht einmal dem ausgezeichneten Manne einen Besuch abstattefst. Wir müssen uns unsre philosophischen Freunde etwas zusammensuchen. Auch Bahnsen, der Verfasser der ‚charakteriologischen Studien‘ steht auf der Liste. Da ist ja auch Eugen Dühring in Berlin, der immer schöne Kollegien gelesen hat, z. B. über Schopenhauer und Byron, über Pessimismus usw.

Endlich ist dort wohl auch Frauenstädt, der Protagonist des Kultus, aufzutreiben.“ — Übrigens hat Nietzsche auch auf die eine oder andere aufgestöberte Beziehung Zeit und Mühe verwendet, ohne entsprechend zu empfangen. So hat er mit Overbeck sich öfter über den moralphilosophischen Scholastiker African von Spir unterhalten, der als pensionierter russischer Marineoffizier dreiundfünfzigjährig 1890 in Genf verstorben ist. Das Studium dieses Schriftstellers scheint ihm ähnlich wie der Austausch mit seinem Freunde Romundt dazu gedient zu haben, sich für seinen Wegzug von aller Metaphysik vor Übereilungen zu bewahren; es liegt hier im kleinen auch wieder eine jener geistigen Rückversicherungen vor, die für Nietzsches intellektuelle Gewissenhaftigkeit zeugen. Mitte April 1875 verbrachte Nietzsche einen Abend „mit Herrn Coof, dem Freunde Proudhons: es war toll — — viel Geheimnisvolles“. (Briefe I, S. 313.) — Eine derartige zufällige Begegnung wird für Nietzsche gleich irgendwie zum starken Impulse. Alles persönlich Vermittelte erweckte ihm ein günstiges Vorurteil, selbst wenn das Erlebnis an sich unliebsam war: „Der treffliche Emerson, welchen ich mit in Bergün hatte, ist mir samt meiner vollen Reisetasche gestohlen worden: das schöne Exemplar vom Ringe des Nibelungen mit Wagners Widmung war auch dabei.“

Metaphysische
Rückendeckung
und Gelegenheits-
bekanntschaften

Mit allem dem mag soviel als erwiesen gelten, wie notwendig uns ein von fachkundiger Hand geschriebenes Buch über Nietzsches philosophische Bildung wäre. Einen methodischen Anlauf dazu, allerdings nur in dem unausreichenden Rahmen einer Skizze, nimmt August Horneffer (Nietzsche als Moralist und Schriftsteller, S. 24—28) und betont besonders das Verhältnis einmal zu den griechischen Philosophen und sodann zu den Kritikern der Aufklärungszeit, besonders auch zu Lichtenberg, von dem er z. B. noch im vierten Zarathustra Einzelzüge zum „Efelsfest“ entlehnt hat. Der vollständige Mangel auch nur eines Versuches, Nietzsches Voraussetzungen als Denker systematisch zu untersuchen, reicht allein schon hin, um den Erinnerungen der Schwester die Anerkennung als Biographie zu versagen. Es soll so aussehen, als hätte er es eigentlich überhaupt nicht nötig gehabt, sich von irgendwoher beschenken zu lassen, während Nietzsche doch gerade als Philosoph der rechte Gelehrte geblieben ist in seinem unermüdlischen Fleiße, nur ja nichts zu übersehen. Die beinahe zahllosen Beeinflussungen, die er auf sich zugelassen hat, von allen Seiten ins Licht zu setzen und besonders auch die verschiedenen Abstufungen

und Artunterschiede an dieser Abhängigkeit herauszustellen, wäre eine dankbare Aufgabe. Ein unersättlicher Empfänger, der aber dann zum unermüdeten Schöpfer wird — das ist das Geheimnis. Anders sind weder Kant noch Goethe noch Schopenhauer groß geworden. Die größten Genies sind auch die größten Freibeuter — das ist nun einmal nicht anders. Irgendwoher hat es jeder. Es kommt einzig und allein auf die Intensität der Aneignung an — daß das Fremde vom Eigenen so verschlungen werde, bis man mit Goethe sagen kann: Was in meinem Buche steht, ist mein!

Der Inbegriff
von Nietzsches
Lebenswerk



Es gilt zum Schluß zu kommen mit Nietzsches *Werdezeit*. So reich er sich auch hat beleihen lassen, ein Kern ist da, der stammt von ihm selber, ein Anfang und ein Inbegriff, über den er, stofflich gemessen, niemals hinausgekommen ist. Stellen wir aus seinem ersten Buche, der „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“, das Wichtigste zusammen, so haben wir ein Bild von seiner eigenen philosophischen Physiognomie. Nietzsche ist Philosoph unter dem Vorbehalt, daß er vor allen Dingen Mensch, das heißt ein Kind des Schicksals ist; deshalb richtet er zu der Philosophie als theoretischer Erkenntnis ihren Gegensatz auf, die tragische Erkenntnis. Die Theorie, sagt er sich, stößt an der Peripherie des Wissens an die Grenze, hinter der die Heimat des Mythos anhebt. Alles, was wir jetzt Kultur, Bildung, Zivilisation nennen, wird einmal vor dem untrüglichen Richter zu erscheinen haben, der den Griechen Dionysos hieß. Dabei darf von diesem Fundamente aller Existenz, von dem dionysischen Untergrunde der Welt, genau nur so viel dem menschlichen Individuum ins Bewußtsein treten, als von dem apollinischen Element in ihm, der bändigenden Verklärungskraft wieder überwunden werden kann. Dionysos ist das Prinzip der Subjektivität, die Vergötterung dieses Prinzips, die Erhebung zur allgemeinen Geltung. Aber so gut der Revolutionär seine Machtbegierde durch den Staatsstreich vollendet, so gut kann sich das Subjektive mit seiner eigenen Empfindungssubstanz so anfüllen, daß es objektiv wird. Dionysos ist eine erhabene Ausflucht, instinktiv hervorgegangen aus dem nur lyrischen Vergnügen bei dem Schöpferdrang, eine universal geschlossene, nicht mehr individuelle befangene Welt aus sich heraus zu setzen. Der Lyriker ist zuerst als dionysischer Künstler mit dem Urreinen eins geworden. Das Ich des Lyrikers tönt also aus dem Abgrund des

Die dionysische
Künstlerschaft des
Lyrikers

Seins: seine „Subjektivität“ ist eine Eingebung der neueren Ästhetik. Im Grunde ist das ästhetische Phänomen einfach; man habe nur die Fähigkeit, fortwährend ein lebendiges Spiel zu sehen und immerfort von Geisterscharen umringt zu leben; man fühle nur den Trieb, sich selbst zu verwandeln und aus andern Leibern und Seelen herauszureden, so ist man Dramatiker. Der subjektive Künstler ist ein schlechter Künstler, da die Höhe der Kunst Befreiung des Subjektiven, Erlösung von „Ich“ und Stillschweigen jedes individuellen Willens bedeutet. Der „Lyriker“ als Künstler ist daher das Problem, das die Ästhetik vor allem zu lösen hätte: wie nämlich derjenige, der nach der Erfahrung aller Zeiten immer „ich“ sagt und die ganze chromatische Tonleiter seiner Leidenschaften und Begehungen vor uns absingt — wie gerade dieser Archilochus durch den Schrei seines Hasses und Hohnes, durch die trunkenen Ausprüche seiner Begierden als Künstler bestehen kann neben Homer. Darin liegt das Antihomerische des Lyrikers, daß er die Sprache aufs stärkste anspannt, um der Wirkung der Musik möglichst nahe zu kommen. Ob das griechische Vorbild von uns nachgestaltet werden kann, daran hängt die Möglichkeit einer neuen deutschen Kultur. Glaube niemand, daß der deutsche Geist seine mythische Heimat auf immer verloren habe, wenn er so deutlich noch die Vogelstimmen versteht, die von jener Heimat erzählen. Das tragische Mysterium liegt in den Verwandlungen des Dionysos beschlossen: „Diesem kommenden dritten Dionysos erscholl der brausende Jubelgesang der Epopten“. Und die ewige Trauer der Demeter weicht der Freude, als man ihr sagt, daß sie den Dionysos noch einmal gebären könne. Für Nietzsche konnte eben die tragische Auffassung einer schimmernden Serenität nicht entbehren. Er sagt in einem der Entwürfe (Nachlaßband IX, S. 167) zum Abschnitt „die homerische Heiterkeit“: „Homer ist nicht heiter, Homer ist wahr. Die Tragödie erreicht mitunter die satte Heiterkeit.“

Entwirft man sich ein Bild von dem Philosophen, der die oben ausgesprochene Gesinnung in sich verkörpert, so kann man auf den Kopf zusagen, es ist Nietzsche, wie wir ihn aus seinem Gesamtwerke kennen, der ganze Nietzsche ohne irgend eine Lücke von Belang, denn sogar die ewige Wiederkunft ist hier schon in einem ersten Anflange vorhanden. Und doch ist die obige Zusammenstellung ausschließlich aus Gedanken von Nietzsches erstem Buche meistens in wörtlicher Anlehnung erfolgt. Diese bereits ange-

Die Geburt der
Tragödie das
Programm

deutete Tatsache, daß Nietzsches Anfang zugleich ein lückenloses Programm für das nachfolgende Werk, muß noch einmal mit allem Nachdruck festgestellt werden, da nur bei ihrer vollen Würdigung der Ansatz zu einem richtigen Verständnis Nietzsches mit Sicherheit und ohne Fehlgriff zu vollziehen ist. Es ist deshalb von Wert, hier an den deutlichen Fingerzeig zu erinnern, den der erste Herausgeber des Archivs, Fritz Kögel, in seiner Einleitung zu den Nachlaßbänden erteilt hat; er sagt da in der ersten Ausgabe des IX. Bandes (Naumburg 1896, S. 31 und 32): „Die sogenannte erste Periode ist kein Anfang. Die „Geburt der Tragödie“, das Erstlingswerk, mit dem Nietzsche am Beginn seines 28. Lebensjahres hervortritt, ist das Endglied einer langen Entwicklung und eine langsam gereifte Frucht. Nietzsche ist eine polyphone Natur, in der verschiedenartige, scheinbar feindliche Begabungen sich zusammengefunden haben. Und so wachsen Wissenschaft, Kunst und Philosophie immer inniger in ihm zusammen, bis sie in der „Geburt der Tragödie“ einen Centauren hervorbringen, das heißt: ein Werk, das einer einzelnen einseitigen Begabung unerreichbar gewesen wäre. Diese Polyphonie verschiedener in kühner und reicher Harmonie zusammenklingender Begabungen ist eine Grundtatsache nicht bloß für die erste Zeit, sondern für Nietzsches ganze Entwicklung. Es ist wieder der Künstler, der Philosoph und der wissenschaftliche Mensch, inzwischen in mehreren Verwandlungen umgeformt, die gemeinsam einen andern noch seltsameren Centauren höchster Art, den „Zarathustra“, hervorbringen.“ Der Grundgedanke, den hier Kögel vertritt, ist nicht anzufechten; indessen liegt die Sache doch nicht so einfach. Bei Nietzsche ist auch sein Anfang nichts weniger als primitiv, sondern sehr kompliziert. Es ist deshalb die Kritik eines Gelehrtenurteils, wie sie August Horneffer (Nietzsche als Moralist und Schriftsteller S. 72) gibt, hier ebenfalls noch anzuführen: „Die Geburt der Tragödie, die zeitlich aber nicht sachlich vor die unzeitgemäßen Betrachtungen gehört, hat einer von denen, die Bücher über Nietzsche schreiben, als ein vollendet gestaltetes Bauwerk bezeichnet. Er kann weder sie noch die Vorarbeiten und nachgelassenen Entwürfe zu ihr genau gelesen haben. Nietzsche hatte zunächst eine rein historische Untersuchung über das attische Drama vor, dessen ungewisse Entstehung, mächtige Entwicklung und rascher Untergang ihn auf das lebhafteste interessierten; dann aber fand oder glaubte er zu finden, daß Schopenhauers und Wagners ästhetische Ideen

Licht über diese Fragen verbreiteten; daraufhin versuchte er eine philosophische Ausdeutung der historischen Phänomene, kam dabei auf eigen metaphysisch-ästhetische Wege, die ihn von der anfänglichen Absicht weit fortführten, und dachte an ein allgemeines Werk über die Tragödie, in dem das Historische nur beispielsweise vorkommen sollte; er kam vom Problem des Tragischen auf das Problem des tragischen Menschen und wollte seine Gedanken über dasselbe in einem Drama verkörpern; dann aber näherte er sich wieder dem Historischen, wollte es aber als Folie einer Verherrlichung der Wagnerschen Kunst verwenden, und so ging es fort. Was nach all diesem Versuchen und Planen schließlich fertig gemacht und herausgegeben wurde, ist ein Torso, weiter nichts. Keine der Absichten ist vollständig durchgeführt worden. Noch während der letzten Redaktion nahm der Autor wichtige Partien heraus; an mehreren Stellen stößt man auf die Spuren großer Zusammenhänge, die im Nebel bleiben und eine einheitliche Gestaltung des Werkes nicht haben zustande kommen lassen. Dies seltsame Erstlingswerk wies ins Ungeheure und vermochte das Nächste nicht zu beherrschen und zur vollen Klarheit zu bringen. Erst später sah Nietzsche deutlich, welche großen Entdeckungen er damals auf der Spur war; in der Vorrede des Jahres 1886 und in einer wertvolleren Selbstkritik über dies Buch aus dem Jahre 1888 deutet er darauf hin. "Nietzsche war mit dreißig Jahren substantiell fertig; eine Grenzerweiterung, einen Gebietszuwachs hat das Reich, das er damals besaß, überhaupt nicht mehr erfahren. Sein erster Schritt in die Öffentlichkeit ist mit der Thronbesteigung eines jungen Fürsten zu vergleichen, der nach seiner Herrschermacht bereits genau soviel zu gebieten hat, als nach einer zwanzigjährigen Regierung, und doch wird er dann erst eigentlich von seiner Herrschaft Besitz ergriffen haben, wenn er seine Herrschaft nach allen Seiten hin geübt hat und sich in der Beschaffenheit seines Gebietes auskennt."

Für einen so nahen und einsichtigen Freund, wie Overbeck es ihm in jenen Jahren der Zimmernachbarschaft gewesen ist, konnte denn auch niemals ein Zweifel an der genialischen Veranlagung Nietzsches aufkommen; die Besorgnisse und Befürchtungen richteten sich einzig darauf, ob der fürstlich ausgestattete Götterliebhaber vermögen werde, seines Reichthums Herr zu werden. Ist Nietzsche auch, laut dem nachdrücklichen Zeugnis seiner Schwester, durchaus kein Wunderkind gewesen, da er nach regelmäßigem Schul-

Nietzsches
Frühreife und
ihre Überwindung

gang ziemlich spät, gerade mit zwanzig Jahren, zur Universität abging (Biographie II, S. 899), — so bilden doch die darauffolgenden persönlichen und akademischen Erfolge seiner zwanziger Jahre, die ebenbürtige Freundschaft mit dem um reichlich ein Menschenalter älteren Wagner und die Bestallung mit einem philologischen Lehrauftrag von der Kollegbank weg ohne Doktorexamen eine so fabelhafte Ausnahme, daß eine außergewöhnliche Frühreise unmöglich in Abrede gestellt werden kann. Overbeck, der wie niemand sonst Zeuge war von dem zauberhaften Aufspringen verborgener Quellen, kennt eine Sorge um Nießsche nur in der einen Hinsicht, daß er sich allerdings oft genug zur hangen Frage veranlaßt sah: wird er es durchhalten? Da ist schon jetzt die Versicherung am Platze: Nießsche hat Overbeck nicht enttäuscht, er hat ihn vielmehr über Erwarten für seine Hoffnungen belohnt. Er erweckte seine Bewunderung und Ehrfurcht vor seinen Gaben vor allem durch die Weise ihrer Anwendung, durch das, was er mit Hilfe dieser Gaben aus sich gemacht hat. Overbeck hat gesagt: „An Nießsche wird immer besonders bewundernswert sein die heroische Art, wie er seine Frühreise überwunden hat.“ Wie ein Echo darauf tönt Nießsches eigenes, späteres Geständnis (Sprüche und Sentenzen, S. 245): „Das Recht zu meinen eigenen Werten — woher nahm ich das? Aus den Rechten aller alten Werte und den Grenzen dieser Werte!“